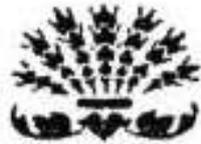


Die Armspange.

Annita.

Zwei Novellen
von
Ernst Bernhardt.



Blaubeuren.
Hans Baur, Buchdruckerei
und Verlag

Die Armspange.

Annita.

Zwei Novellen

von

Ernst Bernhardt

Blaubeuren. Hans Baur, Buchdruckerei

und Verlag

I.

„Onkelchen! Liebes Onkelchen, hast Du einen Augenblick für mich Zeit?“

Schmeichelnd kam diese Frage von den frischen Lippen eines achtzehnjährigen Mädchens, welches ihren Arm um den Hals des Onkels legte, der fünfundvierzig Jahre zählen konnte.

Dr. Fels war beim Eintritt seiner Nichte in eine Arbeit am Schreibtische vertieft gewesen und hatte so die leichten, durch einen dicken Teppich gedämpften Schritte überhört, oder vielleicht auch überhören wollen; denn das schalkhafte Lächeln um seinen Mund, welches schon auftauchte, als das schöne Mädchen über die Schwelle huschte, ließ eher letzteres vermuten.

„I Du kleiner Kobold, was hast Du denn auf dem Herzen?“, lautete seine scherzende Gegenfrage, indem er sich scheinbar überrascht umschaute.

„Erst mußt Du mir sagen, ob du jetzt Zeit hast und dann namentlich, ob Deine Laune eine gute ist“, erkundigte sich vorsichtig das Mädchen, während sie den Kopf, der jeden Maler entzückt haben würde, leicht an die Schulter des Onkels lehnte. „Ich komme mit einer Bitte!“

„Dann trage nur deinen Wunsch vor“, beruhigte Dr. Fels lächelnd, „ich habe ganz gut ein Stündchen Zeit, und Launenhaftigkeit kannst Du mir nicht vorwerfen. Das habe ich mir schon lange abgewöhnt.“

Mit sichtlichem Wohlgefallen ruhten die dunklen Augen des Mannes, welcher trotz seiner Jahre fast noch jugendlich erschien, auf dem jungen Wesen.

Leicht strich er mit seiner wohlgepflegten Hand über das reiche, wellige Haar und ein weicher Ausdruck trat in sein männlich schönes Gesicht, als er nochmals ermunterte:

„Nun, Elsa?“

„Ja, Onkelchen“, begann sie zögernd, „weißt Du noch, was Du mir gestern versprochen hast?“

„Gewiß“, lachte dieser, ich vergesse nicht so schnell.“

„So darf ich mir etwas aus Deinen Sammlungen heraussuchen?“, versicherte sich Elsa nochmals, während es in ihren blauen Augen freudig aufblitzte.

„Natürlich! Suche nur was Dir gefällt!“

Dabei machte er eine einladende Bewegung der Hand, mit welcher er einen Kreis in dem Zimmer beschrieb; dann folgten seine Augen dem aufjauchzenden Mädchen, welches nun mit großem Interesse die Gegenstände musterte, die sich hier befanden.

Und seltsam genug sah dies alles aus. Wie aus einer anderen Welt hierher gezaubert.

Dr. Fels hatte alle Erdteile durchreist und Andenken aus den verschiedenen Ländern in geschmackvoller Weise hier untergebracht.

Bis auf den Schreibtisch machte das Arbeitszimmer einen orientalischen Eindruck. Persische Teppiche wetteiferten an Schönheit mit indischen und türkischen Stickereien.

Prächtige Waffen vieler Völkerschaften, Jagdtrophäen aus Afrika, Rüstungen, sowie geschmackvolle Erzeugnisse japanischer Industrie gaben der ganzen Einrichtung ein äußerst interessantes Aussehen.

Elsa blieb vor einem Schränkchen aus Ebenholz stehen und betrachtete die darin auf bewahrten kostbaren Geschmeide und Steine.

Plötzlich kam ein Freudenruf von ihren Lippen und hastig eilte sie auf den Onkel zu, diesen zu den Schmucksachen ziehend.

„Ach bitte, bitte, gib mir dies!“, schmeichelte sie und deutete auf eine auf blauem Sammet ruhende Armspange eigentümlicher Art, welche sich einer Schlange gleich in die Höhe zu ringeln schien.

Und eine Schlange stellte dieselbe auch vor.

Es war feinste indische Arbeit, so kunstvoll ausgeführt, daß auch ein Laie den hohen Wert erkennen mußte.

Vom Schwanze führten drei Windungen bis zum Kopfe, dessen Augen aus zwei glänzenden Rubinen bestanden.

Der Leib war glatt, aber Kopf und Schwanz reich verziert in einer Art, welche indische Arbeit erkennen ließ.

Es schien, als ob ein Zauber von diesem Schmucke ausging, als ob die Rubinaugen der Schlange faszinierend wirkten; denn Elsa konnte ihre Blicke kaum abwenden, sonst würde sie gewiß die jähe Veränderung bemerkt haben, welche in dem Gesichte ihres Onkels vorging, als er erkannte, was für ein Stück sie sich ausgesucht hatte.

Unwillkürlich machte er eine hastig abwehrende Bewegung. Sein von der Tropensonne gebräuntes Gesicht war einen Schein bleicher geworden.

„Wähle lieber etwas anderes, Elsa“, entgegnete er erregt, „Du siehst ja hier noch viel schönere Sachen. Siehe dies Diadem! Gefällt es Dir nicht?“

Elsa's Blicke aber hingen immer noch wie gebannt an der Spange und schmollend rief sie:

„Siehst Du, Onkel, so hältst Du dein Versprechen. Was ich haben will, gibst Du mir nicht!“

Ihr Schmollen war aber nicht ernst gemeint; denn schalkhaft setzte sie gleich darauf hinzu:

„Ist dies vielleicht gar ein Andenken an ein tragisches Liebesabenteuer? Ich habe mich schon oft gewundert, daß Du Dich nicht verheiratet hast!“

Scherzhaft drohte sie mit dem Finger, wurde aber sofort still, als sie jetzt dem Onkel in das Gesicht sah.

„Treibe keinen Scherz mit den heiligen Gefühlen der Liebe“, sagte er tiefernt, fast drohend und Elsa erschrak vor dem Ausdrücke seiner sonst so gütigen Augen.

Dieselben waren feucht und hatten etwas Trauriges an sich, aber doch blitzte es in den dunklen Tiefen dabei leidenschaftlich und warnend, als wolle er sagen:

„Wage nicht an meinem verborgenen Schmerze zu rühren!“

So kannte Elsa ihren Onkel nicht und hatte ihn noch nie in solcher Stimmung gesehen. Schon tat es ihr leid, den von ihr verehrten Mann, wenn auch unbewußt, gekränkt zu haben.

„Verzeihe mir, lieber Onkel“, sagte sie schüchtern, „wenn ich durch meine unbesonnenen Worte einen Aufruhr Deiner Gefühle hervorgerufen haben sollte.“

Beschwichtigend legte sie die Hand auf seinen Arm.

Dr. Fels aber hatte seine Fassung wieder gewonnen.

Noch immer ernst, aber freundlich, führte er das Mädchen zu einem Sessel.

„Setze Dich mein Kind. Du sollst die Geschichte erfahren, welche sich an diese Spange knüpft und dann kannst Du mir wieder sagen, ob Du dieselbe noch von mir erbittest.“

Mit langen Schritten, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, ging er im Zimmer auf und ab. Heftig arbeitete seine Brust.

Wurde es ihm so schwer, die Geschichte preiszugeben, welche bisher sein Geheimnis war? Oder mußte er dagegen kämpfen, daß ihn die Erinnerung nicht übermannte? Elsa wurde befangen, verwirrt.

Nach langem Schweigen blieb er endlich vor ihr stehen und sagte heiser:

„Nein! Ich kann es Dir nicht erzählen. Die mündliche Schilderung würde zu mangelhaft sein. Du könntest kein klares Verständnis bekommen!“

Er trat zu seinem Schreibtische, öffnete hier ein Schubfach und entnahm demselben eine Anzahl Papiere.

„Hier, mein Kind!“, sagte er, das Paket seiner Nichte reichend. Lies dies und Du wirst mich verstehen.

Vor einigen Wochen erst habe ich die Aufzeichnungen vollendet.

„Lies es heute Abend und gib mir morgen früh Bescheid, ob Du noch auf diesem Wunsche beharrst.“

Mit einer fast scheuen Erhfurcht nahm Elsa die Papiere; denn das Wesen des Onkels ließ auf etwas ganz Bedeutsames schließen und zog sich nach herzlichem Danke zurück.

Den ganzen Tag wurde sie von einer fieberhaften Ungeduld gequält und konnte es kaum erwarten, daß der Abend hereinbrach.

Mehr als einmal nahm sie die Aufzeichnungen zur Hand, um einen Blick hinein zu werfen. Aber dem Wunsche des Onkels eingedenk, zügelte sie stets ihre Begierde und legte das Paket mit einem Seufzer wieder zur Seite.

Die Wünsche des Onkels, der sie liebevoll bei sich aufgenommen hatte, um ihre Mutter dadurch indirekt zu unterstützen, waren ihr heilig.

Erst als sie sich am Abend in ihr trauliches Zimmerchen zurückgezogen hatte, holte sie das Manuskript aus der Umhüllung hervor.

Im Schaukelstuhle bequem zurückgelehnt, suchte sie sich erst in jene halb traumhafte Stimmung zu versetzen, in welcher das Gemüt so empfänglich ist.

Die schönen Augen nach der Decke gerichtet, ließ sie das bisherige Leben des Onkels, soweit es ihr durch ihre Mutter bekannt war, in bunten Bildern an ihrem Geiste vorüberziehen.

Sie sah ihn in den arabischen Wüsten, im Kampfe mit afrikanischen Völkern, auf der Tigerjagd in Indien, unter den Eingeborenen Australiens, aber auch in den Salons der europäischen Großstädte, wo er mit kühler Freundlichkeit die Fragen der ihn in ihre Unterhaltung ziehenden schönen Frauenwelt beantwortete.

Dann endlich nahm sie die Aufzeichnungen zur Hand und begann zu lesen.

Sie las und las, ihre Wangen röteten sich, die Augen glänzten, aber nicht ein Laut kam über ihre Lippen. Tiefe Stille war in dem Zimmer, nur die von Zeit zu Zeit heftiger wogende Brust verriet, wenn eine sie mehr erregende Stelle kam.

So vergingen Stunden. Die blauen Augen Elsa's hatten sich mit Tränen gefüllt.

Endlich war sie zu Ende.

Wie aus einem Traum erwachend strich sie mit der Hand über die Stirne, legte mit bebenden Händen die Blätter zur Seite und seufzte leise:

„Armer, guter Onkel! Jetzt verstehe ich Dich!“ - - -



„Indisches Blut!“ lautete die Überschrift des Manuskriptes, dessen Inhalt ganz dazu angetan war, das Blut Elsa's in Wallung zu bringen. Nochmals nahm sie dasselbe zur Hand und las es zum zweitenmale langsam, aufmerksam durch.

Wort für Wort der folgenden Erzählung nahm sie in sich auf und lebte alles im Geiste mit. - - -



II.

„Hilfe! H - i - l - f - e!“

Langgedehnt, fast heulend durchschnitt dieser Ruf die frische klare Morgenluft.

Klagend hallte der letzte Ton aus.

Überrascht zügelten zwei Reiter, welche soeben die nur allmählich steigende Anhöhe eines zum Djebel Menakib gehörenden Vorläufers hinaufritten, die prächtigen Pferde.

Pferde und Waffen bildeten auch das einzige, was bei diesen Reitern auffiel; denn die Kleidung war einfach und die grauen Burnusse, welche von allerlei Strapazen sehr mitgenommen zu sein schienen, wollten kaum zu den kostbaren Tieren und den neuesten Waffen passen.

Wer aber frägt im Herzen von Arabien nach der Kleidung? Niemand zieht aus dieser einen Schluß auf den Menschen selbst.

„H - i - l - f - e!“

schallte es jetzt wieder den Lauschenden entgegen.

„Wo kommt dieser Ruf her, Sadek?“

Fragend wandte sich der einige Schritte voran Reitende zu seinem Begleiter zurück.

„Allah weiß es, Shidi“, war dessen zögernde Antwort, während sein dunkles Auge prüfend die vor ihnen liegende Anhöhe musterte. „Er schien aus der Luft zu kommen.“

Die Züge des ersten Sprechers trugen den Stempel ungewöhnlicher Intelligenz und ließen ahnen, daß er geistig auf hoher Stufe stand.

Trotzdem würde Niemand in ihm einen deutschen Gelehrten gesucht haben; denn Farbe und Sprache ließen einen echten Sohn der Wüste erkennen.

Dr. Schwarz konnte stolz darauf sein, wie gründlich er die Sitten und Gebräuche der arabischen Rasse abgelauscht und sich in deren Lande zu eigen gemacht hatte.

„Laß uns eilen!“, rief er jetzt seinem Begleiter zu und regierte kraftvoll mit seiner kleinen Hand den feurigen weißen Hengst.

Die weichen Linien seines Gesichtes hatten einen energischen Zug angenommen. Der träumerische Ausdruck war völlig verschwunden. Scharf spähten seine braunen Augen.

Es blitzte etwas in ihnen auf.

War es Kampfeslust? War es Besorgnis?

Fest preßte er die Lippen auf einander, ein Schenkel- druck – und dahin flog der Hengst in gewaltigen Sätzen, wobei man jede Muskel an dem geschmeidigen Körper unter der feinen Haut spielen sah.

Der mit Sadek angeredete hatte Mühe, mit seinem Braunen nachzufolgen.

Näher und näher kamen sie der Anhöhe.

„Schneller Sadek!“, stieß Dr. Schwarz zwischen den Lippen hervor.

„Hörtest Du jetzt wieder? Es waren zwei Hilferufe. Der einer Frau tönte diesmal so schrill hervor. Da - - schon wieder! Folge mir so schnell Du kannst!“

Mit diesen Worten spornte er das Pferd noch mehr an, während seine Rechte den Revolver im Gürtel lockerte.

Wie unwillig warf der Hengst den Kopf zurück, dann streckte er sich, ein leichter Ruck ging durch seinen Körper und trotzdem der Weg bergan führte, schienen seine stahlharten Hufe kaum den Boden zu berühren.

„Sieh dich vor, Shidi!“, rief Sadek halblaut dem Dahinstürmenden nach.

Ein Lächeln nur war dessen Antwort.

Ein Lächeln, welches halb Gemütlichkeit, halb Geringschätzung der Gefahr bekundete.

Aber nur einen Augenblick schwebte es auf den Lippen. Dann preßten sich dieselben wieder fest zusammen; denn ein neuer Ruf erklang.

Diesmal schien er aber ganz nahe auf der anderen Seite zu sein.

Der Schrei kam von einem Weibe oder Kinde her und vereinigte eine solche Fülle von Schmerz und Verzweiflung, daß der Forscher unwillkürlich seine Fersen in die Flanken des Hengstes bohrte und den geschmeidigen Körper weit vorbeugte, als wolle er den raschen Lauf des Tieres noch mehr beschleunigen.

Ein eignartiges Feuer loderte in seinen Augen auf, als er zurückrief:

„Die Waffen bereit, Sadek! Wir wollen ---“

Jäh unterbrach er sich hier; denn in dem Moment tauchte auf der Anhöhe ein Reiter auf, welcher im vollen Galopp daher sprengte.

Ein Schrei der Überraschung entfloß dessen Munde, als er die beiden Anstürmenden bemerkte.

In diesen Schrei aber mischte sich wieder der schrille Angstruf eines Mädchens, welches vor ihm auf dem Sattel lag.

Mit roher Gewalt suchte er der sich heftig Sträubenden einen Knebel in den Mund zu zwängen, ließ jedoch davon ab, riß sein Pferd zurück, daß es sich hoch aufbäumte, schlug eine andere Richtung ein und stieß einen gellenden Pfiff aus.

Sollte dieser Pfiff eine Warnung sein oder das Signal, welches Hilfe herbei rief?

„Achtung, Shidi! Dort kommt ein Zweiter!“ rief Sadek in dem Augenblicke dem Voranreitenden zu, welchen er nicht einholen konnte.

Dieser hatte soeben seinem Pferde die Richtung gegeben, welche der Flüchtling nahm, ohne sich durch den Pfiff beirren zu lassen.

Auf den Anruf Sadeks hin aber wandte er den Kopf. Gerade zu rechter Zeit, um bemerken zu können, daß der zuletzt erschienene neue Feind das Gewehr auf ihn angeschlagen hielt.

Er warf das seine an die Wange - - ein doppelter Knall - - und im gleichen Moment hörte er das peitschenähnliche Pfeifen einer vorbeisausenden Kugel. Dieselbe war fehlgegangen.

Der Angreifer aber schwankte und sank aus dem Sattel.

Während dieser Minuten war es Sadek gelungen, an die Seite seines Herrn zu kommen.

Ein schneller Blick ließ Letzteren erkennen, daß noch zwei andere Reiter aus dem sich vor ihnen ausbreitenden Tale heraufkamen. Beim Sturz ihres Gefährten stutzten diese jedoch, wandten die Tiere und suchten ihr Heil in der Flucht.

„Laß' sie fliehen, Sadek!“ Retten wir das Mädchen!“

Also sprechend hatte Dr. Schwarz auch schon wieder die Verfolgung des zuerst Gesehenen aufgenommen.

Der Flüchtling war inzwischen ein gutes Stück vorangekommen. Doch der Schnelligkeit des weißen Hengstes konnte sein Tier, welches überdies noch doppelte Last tragen mußte, nicht Stand halten.

Vergeblich versuchte er einen Schuß auf die Verfolger zu feuern, doch die Anstrengungen des Mädchens, welches sich befreien wollte, ließen ihn nie dazu kommen.

Mehr und mehr verringerte sich der Abstand.

Nur Minuten konnte es noch währen, bis auch der letzte Zwischenraum von dem vortrefflichen Pferde des Deutschen genommen worden war.

Besorgt blickte sich der fliehende Beduine um.

Ein jäher Schreck schien über ihn zu kommen, als er den Gegner schon dicht hinter sich sah.

Bald wäre es dem Mädchen gelungen, sich bei der Verblüffung ihres Peinigers vom Pferde gleiten zu lassen. Aber im letzten Augenblicke erfaßte sie der Unhold wieder und - - -

„Allah! Er wird sie töten!“, schrie Sadek laut, als er bemerkte, daß der Beduine die Faust erhob.

Da krachte ein Schuß - - ein gepreßter Schmerzensschrei des Flüchtlings war die unmittelbare Antwort, und kraftlos sank der erhobene Arm desselben herab.

Sadek hätte nicht nötig gehabt, seinen Herrn auf die dem Mädchen drohende Gefahr aufmerksam zu machen; denn diesem war die Bewegung des Beduinen nicht entgangen. Er hatte sofort kurz entschlossen mit großer Sicherheit nach dem erhobenen Arme geschossen.

„Ergib Dich!“, donnerte er nun den Verwundeten an.

„Allah verderbe Dich!“ schrie dieser mit vor Wut, Schmerz und Angst heiserer Stimme zurück.

Krampfhaft umschloß sein linker Arm das bebende Mädchen, während er versuchte, mit der verwundeten Rechten eine Waffe im Gürtel zu erfassen.

Doch vergeblich waren seine verzweifelten Bemühungen. Die Kugel saß zu gut. Er brachte die Hand nicht zur Höhe des Gürtels.

Da war der Verfolger aber auch schon an seiner Seite.

Ein schneller, federnder Hieb mit er Kante seiner Hand an die Seite des Halses - - - und der entsetzte Beduine taumelte im Sattel wie ein Trunkener, um dann schwerfällig zur Seite vom Pferde zu fallen.

Das Mädchen aber wurde mit zu Boden gerissen, da der Stürzende sich krampfhaft an sie klammerte.

Sie kam direkt vor die Füße des Hengstes zu liegen, und schloß mit einem leisen Wehrufe die Augen, als die wild in der Luft schlagenden Hufe des Pferdes drohend über ihrem Körper schwebten.

Mit jähem Rucke hatte Dr. Schwarz sein Tier zurückgerissen.

Hochauf bäumte sich dasselbe.

Einen Moment schien es, als ob sich der Schimmel überschlagen müßte oder als ob er niedersinkend mit seinen harten Hufen den zarten Körper des Mädchens zermalmen würde.

Da aber gelang es der kräftigen Hand des kühnen Reiters, das Tier zur Seite zu reißen, wo es dann ungeduldig tänzelnd verharrte.

Mit einem Satze war dieser aus dem Sattel und kniete neben dem Mädchen, welches die Augen immer noch geschlossen hielt.

Schwer ruhte ihr Kopf in seinem Arme, als er sie stützend aufrichten wollte. Sie hatte das Bewußtsein verloren.

„Wasser!“

Hastig stellte der Deutsche dieses Verlangen und bemühte sich eifrig um die Bewußtlose, als ihm das erfrischende Naß gereicht worden war.

Nach langer vergeblicher Arbeit stand er endlich davon ab.

„Umsonst!“

Er sprach nur halblaut und mehr zu sich selbst als zu Sadek, während sein Auge wehmütig auf den Gesichtszügen des halberblühten Mädchens ruhte.

Dasselbe, war von außergewöhnlicher Schönheit und bot in seiner Hilflosigkeit ein rührendes Bild.

Halb Kind halb Jungfrau, die Glieder von herrlichem Ebenmaße, als ob sie aus der Hand eines Künstlers stammten, so lag sie da, anscheinend weich gebettet auf ihr reiches, schwarzes Haar, welches sich aufgelöst unter ihrem schlanken Körper ausbreitete.

Ein Seufzer hob die Brust des vor ihr Stehenden.

Gewaltsam wandte er seinen Blick ab und musterte den gefallenen Beduinen.

Bewunderung sprach aus seinen Zügen nach der vorgenommenen Untersuchung des Körpers.

Kopfschüttelnd richtete er sich auf.

„Tot!“, rief er Sadek zu, welcher sich bemühte, die immer noch aufgeregten Pferde zu beruhigen.

„Tot!“, wiederholte er nochmals zögernd, ja zweifelnd.

Es schien, als käme ihm diese soeben selbst gestellte Tatsache unwahrscheinlich vor.

Seine darauf folgenden Worte bestätigten dies.

„Er muß sich eine innere Verletzung zugezogen haben; denn weder mein Schuß noch der Hieb konnte den Tod nach sich ziehen.“

Nochmals nahm er eine genaue Prüfung vor, aber mit demselben Resultate.

Dann wandte er sich wieder dem Mädchen zu.

„H - i - l - f - e!“

Heiser, zitternd klang dieser flehende Ruf aus dem Tale empor zu der Gruppe.

Lauschend hoben beide Männer die Köpfe. Unruhig stampften und schnaubten die Pferde.

Eine Anzahl Geier senkten sich soeben auf den Körper des auf halber Anhöhe gefallenen Beduinen.

„O Allah! H-i-l - - -“

In halbem Worte erstarb dieser vom leichten Morgenwinde emporgetragene Schrei.

Direkt neben dem Gehölze im Tale flogen einige Geier mit unwillig schlagenden Flügeln in geringer Höhe. Wie es schien bereit, sich jeden Augenblick wieder herabzusenken.

Es sah aus, als hielte die Raubvögel etwas von dem Niederlassen ab, oder als würden sie immer und immer wieder aufgeschreckt.

Machte ihnen jemand eine Beute streitig?

„Der Ruf kommt dort her, wo die Geier fliegen. Neben den Palmen im Tale!“, rief Sadek, welcher während dieser Rede auch schon sein Pferd bestiegen hatte.

„Halt!“, gebot Dr. Schwarz dem das Tier bereits antreibenden Sadek. „Laß' uns das Mädchen mitnehmen. Wir können dieselbe nicht hier lassen.“

„Sie ist doch Tot, Shidi!“

„Nein. Sie lebt noch.“

„Aber sie ist ein Mädchen, Shidi. Dort unten scheint ein Mann in Gefahr zu sein.“

„Sadek!“

Zürnend rief der Deutsche den Namen seines Begleiters, während es strafend in seinen Augen aufblitzte.

Dieser wollte daraufhin absteigen, als wieder ein schwacher Ruf zu ihnen drang, in welchen sich das heisere Geschrei der Raubvögel mischte.

„Reite zu! Verjage die Geier! Ich folge Dir!“, gebot Dr. Schwarz daraufhin hastig.

Sadek sprengte davon.

Der Zurückgebliebene aber hob sanft die zarte Mädchengestalt hoch, um dieselbe auf sein Pferd zu legen.

Da fand er bei dem Emporheben Widerstand und bemerkte, daß die eine Hand des Mädchens sich fest um einen blitzenden Gegenstand schloß, welcher von den starren Fingern des toten Beduinen ebenfalls gehalten wurde.

Vorsichtig löste er die letzteren und erkannte in dem Stücke eine silberne Armspange von feinsten Arbeit.

Mit einiger Mühe gelang es ihm auch, dieselbe aus der Hand des Mädchens zu nehmen. Dann steckte er die Spange in sein Gewand, legte die immer noch Bewußtlose sorgfältig auf das Pferd und stieg selbst auf.

Mit sanfter Gewalt gab er ihrem Körper eine sitzende Stellung und lehnte denselben vorsichtig in seinen linken Arm, um mit der rechten Hand das Pferd regieren zu können.

Da fiel der erste Schuß aus Sadeks Büchse, dem bald ein zweiter und dritter folgte.

Mit schwerfälligen, unsicheren Flügelschlägen sank einer der Raubvögel zu Boden. Ein anderer konnte noch mühsam davonfliegen, während ein Dritter sich überschlagend dem Ersten nachstürzte.

Die Übrigen aber schwangen sich eingeschüchtert höher und höher, bis sie sich sicher vor den mörderischen Kugeln des Arabers wähnten. Hoch oben am Himmel zogen sie dann ihre Kreise, ohne weit von der Stelle zu fliegen, und beobachteten scharf das Tal.

Nur von Zeit zu Zeit schallte ein schriller, unzufriedener Schrei aus der Höhe herab.

Sie wollten jedenfalls eine sichere Beute nicht aufgeben.

Dr. Schwarz beobachtete dies alles, während er auf seinem Schimmel den Berg hinabjagte.

Kaum lag die Anhöhe hinter ihm, so stürzten sich einige der Vögel auch schon auf den Körper des Beduinen, um sich hier für den erlittenen Verlust zu entschädigen.

Eifrig winkte Sadek seinem schnell näher kommenden Herrn zu.

Als dieser an Ort und Stelle war, stieß er einen Ruf der Überraschung aus.

Mit Hilfe Sadeks ließ er das Mädchen sanft auf die Erde gleiten, stieg eilig ab und betrachtete schauernd das Bild vor seinen Füßen.

Daselbst lagen vier Köpfe von Arabern in bestimmten Abständen von zehn Schritten.

Bei genauerem Hinsehen erkannte Dr. Schwarz, daß es eine ganze Familie sein mußte; denn es war ein Mannes - und ein Frauenkopf, sowie zwei kleinere von Kindern.

Da zitterten plötzlich die Augenlieder an dem Männerkopfe. Sie bewegten sich mehr und mehr und wurden endlich ganz aufgeschlagen.

Zwei Augen starrten die Ankommenden erschreckt an. Ein leiser ächzender Laut kam aus dem geöffneten Munde - - dann schlossen sich die Augen wieder.

Schnell entschlossen knieten beide Männer nieder und begannen eifrig den Sand neben den Köpfen wegzscharren.

„Wir kommen gerade noch zu rechter Zeit“ sagte Dr. Schwarz ernst.

Schweigend setzten sie hierauf die anstrengende Ausgrabung fort.

Bald hatten sie Hals, Brust und Leib des einen Kindes von dem umhüllenden Sande befreit und nun war es ein Leichtes, den ganzen Körper herauszuziehen.

Sorgsam wurde derselbe auf eine Decke gelegt.

Es war ein Knabe.

Sadek wollte Wiederbelebungsversuche machen, aber der Doktor wehrte ab.

„Lasse das jetzt!“, rief er. „Hilf erst alle aus der schrecklichen Lage befreien. Die Armen sind nur ohnmächtig.“

Dabei war er schon wieder mit einem zweiten Opfer, ebenfalls einem Knaben, beschäftigt.

Wütendes Gekreische über ihren Köpfen ließ sie in dem Moment aufblicken.

Einige Geier waren wieder erschienen und kreisten dicht über ihnen.

Dann ließen sie sich in einiger Entfernung zur Erde und hockten in weitem Bogen um die Unglücksstätte herum.

Ungeduldig schlugen sie zeitweise mit unwilligem Gekrächze die Flügel und sprangen in ihrer unbeholfenen, schaukelnden Gangart hin und her.

Ein widerwärtiger, für einen wehrlosen oder halb Verschwachteten aber jedenfalls ein Entsetzen erregender Anblick.

Die Gefräßigkeit dieser Hyänen der Lüfte schien keine Schranken zu kennen.

Wilde Gier lag in den Augen der starken Vögel, während sie den mit dem scharfen Schnabel bewaffneten Kopf weit vorstreckten und den Kreis immer enger zogen.

Besorgt legte Dr. Schwarz den Körper des immer noch bewußtlosen Mädchens dicht an seine Seite, da er bemerkte, daß einige Geier sich ziemlich heranwagten, um sie zu erfassen.

„Wenige Minuten später – und die Vögel hätten ihr Mahl begonnen“, sagte er schauernd. „Allah sei Dank, daß wir ihnen zuvorkommen konnten“.

„Nur das Schreien des Mannes hat die Tiere bisher abgehalten“, entgegnete Sadek. „Wäre er früher ohnmächtig geworden, so würde nicht mehr viel von den Unglücklichen übrig sein“.

Unterdessen arbeiteten sie eifrig weiter und hatten bald alle vier Körper freigelegt.

Der Araber öffnete bereits wieder die Augen und schaute forschend um sich.

Als er sah, wie sich die fremden bemühten die Knaben in das Leben zurückzurufen, dehnte er seine Glieder und richtete sich auf.

Die Erinnerung schien im plötzlich zu kommen.

Mit noch etwas wankenden Schritten ging er zu der Gruppe.

Dr. Schwarz rief ihm entgegen:

„Danke Allah, der uns zu rechter Zeit sandte. Wieviel waren es Beduinen, welche Euch in den Sand gegraben haben?“

„Allah weiß es, Shidi“, rief der Araber, ergrimmt die Fäuste ballend. „Ich erhielt diese Nacht plötzlich einen Schlag auf den Kopf und hörte das Getöse vieler Männerstimmen.“

Ehe mir die Sinne schwanden, sah ich noch viele Araber um uns herum, dann aber wurde es dunkel vor meinen Augen.

Als ich erwachte, waren wir alle schon eingegraben.

Nur Radha fehlte.

Der Druck des Sandes aber trieb mir das Blut in den Kopf. Bald darauf konnte ich wieder nichts mehr sehen. Es wurde alles schwarz um mich.

Nun hat Allah Dich gesandt, um uns zu befreien.

„Allah belohne Dich dafür.“

„Du sprachst von Radha. Wer ist dies?“

„Ein Mädchen, Shidi, welches bei mir lebte. Sie ist - - - o Allah!“ rief er in dem Moment bestürzt. „Da ist sie ja!“

Er hatte das am Boden liegende Mädchen bemerkt und blickte überrascht nach ihr hin.

„Ist sie tot, Shidi?“

Ängstlich klang diese Frage. Große Besorgnis prägte sich auf seinen Zügen aus.

Unterdessen war auch die Frau zur Besinnung gekommen und herzugetreten. Die beiden Knaben lagen ruhig schlummernd am Boden. Die Bemühungen des Dr. Schwarz hatten Erfolg gehabt.

Forschend sah dieser jetzt auf den Fragenden. Es lag etwas in dessen Stimme, was ihn stutzig machte.

War der Araber besorgt darum, daß das Mädchen tot sein könnte oder - - fürchtete er deren Erwachen?

„Ist sie tot, Shidi?“

Der Araber wiederholte diese Frage. Eine gewisse Spannung lag in dem Tone.

„Sie ist nicht tot!“

Mit Nachdruck sprach Dr. Schwarz und beobachtete dabei die Gesichtszüge des vor ihm Stehenden.

Es schien als ob derselbe mit vieler Mühe eine innere Unruhe zu bekämpfen suchte.

„Wird sie bald erwachen?“

Mit gleicher Hast wurden diese Worte hervorgestoßen.

„Ich hoffe es! Doch was ist mit dem Mädchen? Ist es Deine Tochter?“

„Nein!“

Zögernd nur gab der Araber diese Antwort.

„Nun? So rede doch:“, drängte Dr. Schwarz. „Eine Verwandte?“

Nach kurzem Überlegen entgegnete der Gefragte endlich:

„Es ist keine Verwandte. Ihr Vater war ein Fremder. Ein Arzt aus Indien. Die Mutter aber die Tochter unseres Scheichs.“

Mit sichtbarem Widerstreben kamen diese Worte von seinen Lippen.

Sinnend betrachtete der Deutsche die schlanke Gestalt des Mädchens, deren helle Hautfarbe fast darüber hinwegtäuschen konnte, daß es eine Araberin war.

Sie konnte kaum dreizehn Jahre zählen.

Soeben lief ein Zittern durch ihren Körper, langsam, müde schlug sie die Augen auf und schaute teilnahmslos um sich.

Dr. Schwarz flößte ihr schnell etwas Wasser ein, welches sie in vollständiger Apathie nahm.

Dann senkten sich wieder langsam die schweren Lider, leises seufzen begleitete einen tiefen Atemzug und wohlthätiger, ruhiger Schlummer schien daraufhin einzutreten.

Der Araber hatte mit ängstlicher Spannung das Erwachen des Mädchens beobachtet.

Als sich deren Augen wieder schlossen, atmete auch er tief auf und seine etwas gedrückte Haltung wurde wieder fester.

Dem Forscher war dies nicht entgangen. Fragend wandte er sich an ihn:

„Du sagtest, ihr Vater war ein indischer Arzt. Wo ist er jetzt?“

„Tot! Ermordet!“

„Und die Mutter?“

„Gestorben!“

„Was trägst Du für einen Namen?“

„Hasan.“

„Das Mädchen lebte bei Dir?“

„Ja.“

Dem Geretteten schien diese Unterhaltung nicht zu behagen. Er wollte weiteren Fragen entgehen und fuhr schnell fort:

„Allah gebe Dir den Lohn für Deine gute Tat. Ich bin arm. Er wird es Dir vergelten. Jetzt aber will ich weiter reisen.“

„Hast du denn Pferde?“

Sadek war es, der diese Frage unvermittelt stellte. Auch ihm gefiel der Araber nicht.

Dieser wurde verwirrt. Dann aber versicherte er eifrig:

„Gewiß habe ich Pferde. Sie stehen hier im Gehölze.“

„Im Gehölze?“

Ungläubig ließ sich Dr. Schwarz vernehmen.

„Ja nicht weit von hier, Shidi“, bestätigte Hasan.

„Die Räuber werden dieselben nicht stehen gelassen haben“, fiel Sadek ein.

Hasan lachte verschmitzt.

„Ich habe sie versteckt.“

Dr. Schwarz hatte sich inzwischen mit einem der Knaben beschäftigt, bei dieser Antwort aber wandte er sich schnell um und sagte:

„Die Pferde so gut versteckt? Und Du selbst warst nicht in Sicherheit? Wie kommt es, daß Du das Versteck nicht auch für Dich und die Deinen benützttest?“

Betroffen schaute Hasan auf.

Unsicher stotterte er:

„Das – das war ein Zufall.“

Der Deutsche antwortete nur mit einem langen zweifelnden Blicke und beobachtete dann wieder sinnend das Mädchen. Hasan hatte sich über dasselbe gebeugt, und versuchte die Schlafende aufzuheben.

„Was willst Du tun?“

Fast streng stellte Dr. Schwarz die Frage.

„Ich will sie mit mir nehmen.“

Halb trotzig, halb unterwürfig kam die Antwort von des Arabers Lippen.

„Lasse das Kind jetzt noch ruhen. Es bedarf des Schlafes.“

Ein bestimmter Befehl lag in dem Tone, welcher einen Widerspruch von vornherein ausschloß.

Einen solchen wagte der Angeredete auch nicht, sondern wandte sich dem Wäldchen zu und erklärte gelassen:

„Wenn Du es wünschest, will ich es tun. Ich werde unterdessen nach den Tieren sehen und Radha dann holen.“

Aber ein böser Blick traf den Zurückbleibenden, ehe Hasan mit seiner Frau und den inzwischen erwachten Kindern zwischen den Bäumen verschwand.

Dr. Schwarz bemerkte es nicht.

Schweigend setzte er sich zu der ruhig Schlummern den.

Krächzend flogen nach und nach die Geier davon. Sie mochten einsehen, daß ihnen die Opfer entgangen waren.

Mit Schaudern dachte Dr. Schwarz daran, daß dieser zarte Leib schon jetzt von den scharfen Krallen und Schnäbeln der Geier zerstört sein konnte.

Aber wäre dies nicht vielleicht noch das bessere Los gewesen, als in die Hände jener Räuber zu fallen? Jener Wüstlinge, welche in einem Mädchen nur eine Ware oder das Spielzeug Ihrer Gelüste sehen?

Unendlich weich waren die Züge des Mädchens im Schlummer geworden. Ein holder Zauber ging von der ganzen Gestalt aus, welcher seine Wirkung auf den warmherzigen Europäer nicht verfehlte und ihn in Träumerei versetzte.

Sadek lag ruhig bei den Pferden.

Eine lange Zeit war in tiefer Stille vergangen.

Da zuckte das Mädchen plötzlich erschreckt zusammen und murmelte unverständliche Worte.

Immer unruhiger, erregter wurde die Schlafende.

Lauter und vernehmlicher ihre Worte. Deutlich klang es ängstlich flehend von ihren zitternden Lippen:

Habe Erbarmen Hasan, Hasan! Mit welchem Rechte willst Du mich verkaufen?

Dr. Schwarz fuhr empor.

Mit einem Male wurde ihm das besorgte Wesen Hasans klar, welches derselbe beim Erwachen des Mädchens zeigte.

Dieser hatte die Entdeckung eines schädlichen Planes gefürchtet.

„Sadek!“

Mit halbunterdrückter Stimme rief er den ruhenden Araber.

„Shidi?“

„Wir müssen Hasan beobachten. Er scheint ein Schurke zu sein.“

„Ich werde aufpassen!“

Bei diesen Worten verschwand Sadek auch schon im Schatten der Bäume.

Doch es währte nicht lange, so kam er eilig zurück.

„Shidi!“

Schon aus der Ferne rief er und winkte.

„Was ist geschehen?“

„Er ist fort. Heimlich davongegangen. Aber wir können ihn leicht einholen.“

„Laß' ihn fliehen, Sadek!“ entgegnete ruhig der Forscher. Lasse ihn. Einen Teil seiner Strafe hat er schon erhalten, indem ihn diejenigen, denen er das unglückliche Kind jedenfalls verkaufen wollte und die er wahrscheinlich selbst hierher bestellt hat, als Lohn mit seiner Familie in den Sand steckten, damit er um kommen sollte und sie ihm das Kaufgeld nicht zahlen brauchten.

„Er wird Todesangst genug ausgestanden haben.“

„Was wird aber nun aus dem Mädchen, Shidi?“

Betroffen schaute dieser auf.

„Das Mädchen? Hm!“

Grübelnd blickte er auf die Verlassene.

Warmes Mitgefühl stieg in ihm auf, als er das von kindlicher Unschuld überhauchte Gesicht der wieder friedlich Schlummernden blickte.

Der beängstigte Traum schien einem schöneren gewichen zu sein; denn ein glückliches Lächeln umspielte ihre Lippen und ließ zwei blitzende Reihen herrlicher Zähnnchen hervorschimmern.

„Armes Kind!“, flüsterte er.

Und als jetzt das Mädchen den Gesichtsausdruck änderte, unruhiger wurde und das Mündchen schmerzlich verzog, beugte er sich in Aufwallung seiner Gefühle nieder und hauchte einen Kuß auf ihre Stirne.

Dann legte er beruhigend seine Hand auf dieselbe.

Wie von unsichtbarer Macht beeinflusst, öffnete Radha in dem Moment die Augen und schaute ihren über sie geneigten Retter groß und klar in dessen gutmütiges, offenes Gesicht, welches durch den Ausdruck des Mitgefühls verschönt wurde.

Wie gebannt hingen seine Blicke an diesen Augen.

Dieselben waren schwarz und schienen von unergründlicher Tiefe. Dabei hatten sie etwas sammetartiges und verfügten über jenen eigenartig feuchten Schimmer, der bei manchen Orientalinnen zu finden ist und welcher einen bezaubernden Eindruck auszuüben

vermag, der zu Zeiten förmlich berauschend wirken kann.

Lange schauten sich Beide stumm an.

Dann streifte der Blick des Mädchens suchend umher. Ihre Hände tasteten unruhig forschend an dem Gewande.

Immer eifriger suchte sie und ihre Augen füllten sich mit Tränen, als alles Forschen vergeblich zu sein schien.

Da leuchtete es in den Augen des Deutschen verständnisvoll auf.

Er griff in seine Tasche, brachte die Armspange hervor und reichte sie dem Mädchen.

„Ist es das, was Du suchst, Radha? Ich habe es für Dich gerettet!“

Ein Blick innigen Dankes traf den Forscher. Unter Tränen lächelnd drückte sie das wiedergefundene Kleinod an die Lippen, während ein glücklicher Ausdruck auf ihr Gesicht trat.

Dann wurde sie aber unvermittelt wieder ernst.

Deutlich sprach die Furcht aus ihrem Gebarhen, als sie sich scheu umblickte und fragend flüsterte:

„Wo ist Hasan?“

„Hasan ist fort, mein Kind. Beruhige Dich!“

Mit wohl lautender Stimme, deren Klang jene warme Färbung hatte, welche nur aufrichtiges Mitleid hervorrufen kann, hatte Dr. Schwarz geantwortet.

Als das Mädchen schwieg, fuhr er fort:

„Du lebst bei ihm?“

„Ja. Seit ich meine Mutter verlor.“

„Hat er Dich hart behandelt?“

„Er hat sich nie um mich gekümmert. Nur diese Nacht ---“

Hier brach sie ab, während ein leichter Schauer ihren Körper schüttelte.

„Nun, diese Nacht?“

Atemlos erwartete Dr. Schwarz die Antwort auf seine etwas hastige Frage, während sich sein stark gebräuntes Gesicht vor Aufregung noch dunkler färbte und er die Lippen fest zusammenpresste.

„Diese Nacht – hörte ich, daß er mich verkaufen wollte an die Männer, aus deren Händen Du mich befreitest. Deswegen hatte er mich hierher gebracht!“

Hoch hob sich die Brust des gespannt Lauschenden, als würde eine Last von ihr hinweggenommen.

Das Mädchen aber schauerte wieder wie im Frost bei der Erinnerung an die durchlebten qualvollen Stunden der entsetzlichsten Angst.

Beruhigend strich Dr. Schwarz über das weiche Haar und sagte entschlossen:

„Fürchte Dich nicht mehr Radha! Ich werde Dich von jetzt ab schützen!“

Da leuchtete es wieder in den dunklen Augen Radha's auf.

Heißer rieselte dem Dr. Schwarz das Blut durch die Adern. Heftiger pochte sein bisher noch unberührtes Herz bei diesem Blicke, in welchem jungfräuliche Schüchternheit mit kindlicher Unschuld kämpften.

Plötzlich schlang sie in überwallender Dankbarkeit ihre Arme um seinen Hals und sagte leise:

„Habe Dank, o Herr!“

Dr. Schwarz fühlte, wie unterdrücktes Schluchzen die Brust Radha's erschütterte.

Ein nie gekanntes, unerklärliches Gefühl kam über den starken Mann bei der Umarmung dieses halberblühten Mädchens.

Unwillkürlich preßte er es an sich.

Eine Zeit lang hielt er das Mädchen wie schützend in seinen Armen. Dann ließ er dasselbe sanft zurückgleiten auf die Decke, wo es unter seiner Obhut ruhig weiter schlummerte, während das Gesichtchen noch immer in-

niges Glück und die beseelgende Gewißheit des Geborgenseins widerstrahlte. -----



III.

Heiß brannte die Sonne von dem wolkenlosen Himmel.

Ihre sengenden Strahlen umklammerten die Wüste, als wollte sie jedes lebende Wesen, welches sich darin aufhielt, durch ihre Glut vernichten.

Die Luft schien in ständiger Bewegung zu sein. Alles zitterte und flimmerte

Gierig saugte der Sand die Strahlen der Sonne auf, um die Hitze dann in verdoppelter Stärke wieder emporzuwerfen. - -

Mühsam und schleppend zogen durch diese öde Strecke drei Reisende dahin.

Der Gang ihrer Pferde war unsicher. Ermattet hielten diese die Köpfe tief gesenkt. Bei jedem Schritte sanken die Hufe in den weichen Sand und nur widerstrebend zogen sie dieselben wieder heraus, als wollten sie zu verstehen geben, daß doch jede Mühe vergeblich sei.

Da öffnete einer der Reisenden das dichtverhüllte Gesicht

Es war Dr. Schwarz.

Suchend blickte sein Auge umher, ob es nicht einen dunklen Streifen am Horizonte entdecken konnte.

Einen dunklen Streifen, der das Ende der trostlosen Tage, den Rand der Wüste zeigte.

Aber umsonst!

Nichts als die scheinbar endlose Wüste, die öde, das Auge ermüdende und blendende Sandfläche zeigte sich vor ihnen.

Mit leichtem Schütteln des Kopfes zog er das Tuch wieder zusammen, um stumm weiter zu reiten.

Mehrere Wochen schon waren seit Radha's Rettung vergangen und noch immer befand sich dieselbe bei ihm. Trotzdem der Forscher schon mit einigen Stämmen zusammengetroffen war, hatte er sich doch nicht ent-

schließen können, das Mädchen bei einem derselben zurückzulassen.

Der ungewöhnliche Geist der armen Weise erregte Interesse bei ihm und er beschäftigte sich mehr mit der gelehrigen Araberin, als es sonst der Fall gewesen sein würde.

Eine Erholung waren ihm die Stunden, während denen er bis in die halbe Nacht am Lagerfeuer saß und der aufmerksam Zuhörenden von seiner Heimat erzählte, von den Sitten und Gebräuchen, welche dort herrschten, ja es sogar versuchte, ihr die Sprache zu lehren.

Schweigend saß sie dann bei ihm.

Ihre großen, glänzenden Augen sogen förmlich die Worte von seinen Lippen und ein glückliches Lächeln flog über ihr Gesichtchen, wenn er sie einmal wegen ihres Eifers und der schnellen Auffassung lobte.

Wie oft hatte er ihr dann am Schlusse leicht über das üppige Haar gestrichen, welches so wunderschön duftete. Wie oft einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirn gedrückt, ehe sie sich in ihre Decke hüllte und dem Morgen entgegen schlummerte.

Betrachtete er sie doch immer noch als Kind.

Wie manchesmal hatte er während der Nachtwache bei ihr gestanden und träumerisch in das Gesicht der Schlummernden geblickt, auf dem noch das sonnige Lächeln lag, welches sein Lob bei ihr stets hervorzauberte.

Welch' beseligendes Gefühl beschlich ihn dann in jenen Stunden, wenn das Bewußtsein seine Brust schwellte, daß er für ein Wesen zu wachen und zu sorgen habe, dessen kindliches Herz ihm das ganze Vertrauen entgegenbrachte, das an ihn glaubte, sich auf ihn verließ.

Zur lieben Gewohnheit waren ihm solche Stunden geworden.

Mochte er dieselben missen?

Nein! Das hatte er bisher nicht gewollt.

Und heute nun bereute er dies bitter.

Denn seit langer Zeit schon streiften sie durch die Wüste und sollten seit einigen Tagen bereits den Ausgang derselben erreicht haben. Aber noch immer nicht war das die Sandfläche begrenzende Gebirge zu sehen.

Sein besorgter Blick streifte die sich tapfer haltende kleine Reiterin und wehmütig murmelte er vor sich hin:

„Armes Kind! Sollte ich Dich bis hierher gebracht haben, damit Du nun dem Tode des Verschmachtens anheim fällst?“

Düster vor sich hinbrütend ritt er weiter.

Endlich wandte er sich an Sadek. Dumpf klang es unter der Umhüllung hervor:

„Wir haben sicher die rechte Richtung verloren, Sadek. Es ist kein Zweifel mehr.“

„Nein, Shidi“, war dessen bestimmte Antwort. „Wir reiten noch in derselben Richtung, welche uns angegeben wurde.“

„Wenn wir aber falsch berichtet wurden? Wenn man uns absichtlich einen anderen Weg einschlagen ließ?“

„Das darfst Du nicht denken, Shidi! Was sollte die Beduinen hierzu veranlaßt haben?“

Dr. Schwarz lächelte bitter.

„Wie wenig kennst Du doch das Leben, Sadek!“ entgegnete er ernst.

Wie nichtig sind oft die Ursachen großer Unglücke und – Verbrechen. Doch sage, hast Du heute wieder etwas bemerkt, was darauf schließen läßt, daß wir beobachtet werden?“

Sadek zögerte zu antworten.

„Nun? Du schweigst?“

„Meine Augen konnten mich täuschen, Shidi!“

„Sprich. Was sahest Du?“

„Es war mir, als habe ich hinter uns einige Reiter erblickt, welche sofort wieder verschwanden. Aber ich sagte Dir schon, Shidi, daß mich meine Augen täuschen

konnten; denn das zweite Mal sah ich dasselbe nach unserer rechten Seite zu.“

„Deine Augen täuschen Dich nicht, Sadek. Auch ich habe das Gleiche gesehen“, fiel das zuletzt reitende Mädchen ein, indem sie versuchte, in die Nähe des Doktors zu kommen.

Zu diesem gewandt, fuhr sie fort

„Schon gestern habe ich die Reiter bemerkt, Shidi.“

„Ich wußte es bereits“, sagte dieser ruhig. Mir ist das alles nicht entgangen. Wir wollen stets scharfe Wache halten. Allah wird uns nicht verlassen.“

Die letzten Worte waren mehr zu Radha gesprochen und klangen weich, fast traurig.

„Sieh' dort hin, Shidi! Allah sei Dank!“

Fast jubelnd kam der Ruf von Sadeks Munde.

„Gerettet!“, murmelte Dr. Schwarz aufatmend, als er, der Richtung des ausgestreckten Armes folgend, vor sich am Horizonte endlich das langersehnte Gebirge auftauchen sah.

Gebirge und weite, grüne Flächen, und mit diesen - - die Grenze der Wüste, das Ende der Qual.

Neu belebt ritten sie dahin.

Auch die Tiere schienen frische Kraft erhalten zu haben.

So verging eine halbe Stunde, da stieß Radha plötzlich einen leisen Ruf des Schreckens aus.

Die beiden Männer wurden aufmerksam.

Ein Blick nach dem Horizont - - und auch sie preßten in stummen Schmerze die erblassenden Lippen aufeinander.

Dr. Schwarz wandte sein jetzt unverhülltes Gesicht ab, um den herben Zug nicht sehen zu lassen, welcher sich darauf ausprägte.

Er wußte ebenso wie Sadek wohl, daß ihre Lage ernster war, als sie sich anmerken ließen.

Jedes darauf bezügliche Wort war vermieden worden, um das Mädchen nicht zu ängstigen.

Mit zusammengezogenen Brauen blickte Dr. Schwarz nach dem Horizonte.

Das Gebirge war verschwunden.

Vor ihnen gähnte nach wie vor eine öde, trostlose Sandfläche - - das Verderben.

„Fata morgana!“, sagte Sadek leise.

„Fata morgana!“, murmelte auch Dr. Schwarz.

Ja, nichts als ein grausamer Trug war es gewesen, welche ihnen in größter Naturtreue den Gebirgszug, die Grenze der Wüste, und mit derselben ihre Rettung vorgegaukelt hatte.

Nichts als ein vorlockendes Spiel der Natur war es gewesen, was ihnen ein Bild lebenswahr vorzauberte in dem Moment, wo sie verlangend darnach lechzten, wo ihr ganzes Sehnen, ihr ganzes Fühlen darnach strebte, gerade das zu erreichen, was ihnen plötzlich vor Augen geführt wurde.

Furchtbares Erkennen!

In dem ganzen Elend, dem ganzen Verlassensein auch noch von der Natur betrogen zu werden!

Wie mancher Wüstenreisende mochte schon verlangend seine Arme nach solchen Bilder ausgestreckt haben. Wie mancher schon in den heißen glühenden Sand Gesunkene mochte beim Erblicken solcher Vorspiegelungen nochmals mit letzter Kraft in die Höhe getaumelt sein, um nach Erkennung des Truges nur umso mächtiger das unerbittliche Schicksal auf sich ruhen zu fühlen.

Wie mancher anklagende Schrei mag von den in ihr Grab zurück Sinkenden nach dem Himmel gesandt worden sein, der ersterbend in den klagenden Seufzer aushallte:

„Fata morgana!“ - - -

Unentwegt sendet die Sonne ihre sengenden Strahlen hernieder und bleicht die zerstreut in der Wüste umherliegenden Knochen - - - - Überreste stolzer Hoffnungen, Trümmer aufopfernder Schaffensfreude! - -

„Sadek, laß' uns ruhen!“

Fast mechanisch kamen diese Worte über die Lippen des Dr. Schwarz.

Schweigend wurde denselben Gehör gegeben. Schweigend lagen die Drei neben den ermatteten Pferden.

Die Sonne ging zur Rüste.

Die Schatten der Nacht breiteten sich aus über die trostlose Öde.

Tiefer und tiefer sanken sie herab und hüllten alles in ihren schwarzen Mantel - - Verzweiflung, Schmerz und - - Verbrechen. - -



„Sadek!“

Mit jähem Schrei fuhr Dr. Schwarz in die Höhe.

Verwundert starrte er um sich.

Was war geschehen? Wachte oder träumte er?

Ein dumpfes Gefühl im Kopfe ließ ihn nicht zu klarem Denken kommen. Seine Augen irrten entsetzt umher und suchten vergebens eine Aufklärung zu finden.

Der Boden um ihn herum war zerstampft.

Sadek hockte an seiner Seite, den Kopf in die Hände gestützt. Die linke Wange zeigte eine breite Wunde, bei welcher er sich fruchtlos bemühte, das rinnende Blut zu stillen.

Wo aber war Radha?

Wo die Pferde? Wo seine Waffen?

Heller Tag um ihn her. Was war in der Nacht vorgefallen?

Er wußte von nichts. Ein dumpfer Druck lastete auf seinem Kopfe.

Mit vieler Mühe nur konnte er sich entsinnen, nach seiner Wache die Lagerstätte aufgesucht und vorher noch einmal nach dem ruhig schlafenden Mädchen gesehen zu haben. Dann - ja dann war er eingeschlafen, während Sadek wachte.

Jetzt hatte ihn ein beängstigendes Gefühl aufgeschreckt. Er fühlte eine entsetzlich schmerzende Stelle an seinem Kopfe, welche von einem schweren Schläge herühren mußte.

„Sadek!“, rief er nochmals verzweifelt, während sein Haupt in den Sand zurücksank.

„Ja, Shidi!“

Nur mit Mühe konnte der Araber diese Worte hervorbringen; denn seine Zähne preßten sich in heftigem Schmerze fest aufeinander, welchen ihm offenbar die Wunde bereitete.

„Wo ist Radha?“

„Ich weiß es nicht!“

Ein tiefes Weh durchzuckte die Brust des Forschers bei dieser Antwort. Seine Hand suchte das plötzlich heftig pochende Herz zu beruhigen.

Doch vergeblich.

Es hämmerte fieberhaft in seinen Schläfen und die Erregung verursachte Beklemmung.

Das Atmen wurde ihm so schwer.

Radha fort!

Nur dieser eine Gedanke beschäftigte seinen Geist.

„Was ist geschehen?“

Fast zögernd klang die Frage, als fürchte er die Antwort.

„Ich kann es Dir nicht sagen Shidi!“, entgegnete Sadek gedrückt.

„Warum nicht?“

„Ich weiß nicht viel.“

„So sage, was Dir bekannt ist.“

„Wie ich mich erinnern kann, stand plötzlich vor mir ein Beduine, als sei er aus der Erde gewachsen. In demselben Augenblicke wurde ich von rückwärts am Halse erfaßt und gewürgt, so daß ich nicht schreien konnte. Gleichzeitig stieß der vor mir Stehende mit dem Messer in mein Gesicht. Dann weiß ich nichts mehr.

Sehen konnte ich noch, daß ein Dritter neben Dir stand und nach Dir schlug. Was dieser in der Hand hatte war nicht zu erkennen.“

„Und Radha?“

Hastig fragte Dr. Schwarz und erwartete in atemloser Spannung die Antwort.

„Von ihr habe ich nichts gesehen!“

Schweigend blieb der Forscher eine Zeit lang liegen. Dann versuchte er sich aufzuraffen.

Es wollte nicht gehen.

Sein Kopf war schwer wie Blei und jede Bewegung verursachte ihm die heftigsten Schmerzen. Aber gewaltsam unterdrückte er die Empfindungen und kam endlich auf die Füße.

Wankend zwar waren die ersten Schritte. Einem Trunkenen gleich taumelte er dahin. Aber bald wurde sein Gang fester und sicherer. Mit eiserner Willenskraft hielt er sich aufrecht und trat zu Sadek.

„Kann ich Dir helfen, Sadek?“

Mitleidig sah er auf den verwundeten Araber.

Dieser wollte sich nicht minder stark zeigen und hielt tapfer seinen Schmerz zurück.

Dr. Schwarz unterstützte ihn im Anlegen eines Verbandes.

Sie mußten ein Stück ihrer Kleidung dazu verwenden und die Wunde verbinden, ohne sie ausgewaschen zu haben.

Kein Tropfen Wasser war vorhanden.

Alles, alles hat man ihnen genommen:

„Komm', Sadek!“, sagte Dr. Schwarz mit einer unnatürlichen Ruhe.

„Wir wollen ein Stück wandern.“

„Wozu, Shidi? Wir sind doch verloren.“

„Noch sind wir bei Kräften, Sadek. Ermanne Dich! Vielleicht können wir uns noch retten.“

In dem Tone dieser Aufforderung lag aber solche Niedergeschlagenheit, daß der Sprecher deutlich den Zweifel an seinen eigenen Worten verriet.

„Wenn wir nicht sterben sollen, so sendet uns Allah die Hilfe hierher, Shidi“, beharrte der Araber, trübe vor sich herblickend.

„So darfst Du nicht denken Sadek. Laß' uns gehen. So lange noch ein Funken Leben in uns ist, wollen wir für denselben kämpfen!“

„Wenn Du es willst, so gehe ich mit. Aber wir werden umsonst kämpfen, Shidi, glaube mir. Wenn es Allah nicht so haben wollte, hätte er mich nicht einschlafen lassen.“

„Ah! Du warst also während Deiner Wache eingeschlafen?“

Allah weiß es, wie dies kam. Er hat es sicherlich so gewollt.“

Wie abgestumpft, gleichgiltig, in alles ergeben klang die Antwort Sadeks, der sich nur schwach damit zu entschuldigen suchte.

In dem Gesichte des Deutschen arbeitete es eine Zeit lang. Es schien, als unterdrücke er gewaltsam eine zornige Aufwallung.

Dann aber sagte er wieder mit gleicher Ruhe:

„Wir wollen nicht länger zögern. Komm'!“

Mühsam wateten sie durch den Sand und schleppten sich stundenlang so dahin.

Glühend ruhte die Sonne auf ihren Häuptern. Heiß brannte der Sand durch das Schuhwerk an die Füße.

In Strömen rann der Schweiß von ihren Körpern.

Matter und matter wurden sie, wankender ihr Gang, bis sie endlich in der größten Hitze erschöpft niedersanken.

„Wir wollen ein wenig rasten“, sagte Dr. Schwarz.

Rauh, heiser kam es aus der vertrockneten Kehle.

Die Lippen Beider waren aufgesprungen. Kurz und keuchend ging der Atem.

Die entzündeten Augen sahen sehnsüchtig nach dem Horizont.

Nach langer Pause begann der anstrengende Marsch von Neuem.

Mit Aufbietung der letzten Kraft wankten sie dahin.

Fort! Nur fort aus dieser entsetzlichen Öde. Hinaus aus dieser fürchterlichen Glut!

Wasser! Wasser! Und ein wenig Schatten!

Beides aber war ihnen versagt. Unerbittlich brannte die Sonne auf sie hernieder.

Sadek dachte nicht mehr daran, zurückzubleiben.

Beide Augen waren nur verlangend in die Ferne gerichtet - - wo sich Himmel und Sand zu vereinigen schienen.

Das Blut raste in den Adern und wollte die Schläfe sprengen.

Fieberhaft arbeitete das Gehirn, und doch - kein klarer Gedanke war ihnen mehr möglich. Die buntesten Bilder zogen im Geiste wirr durcheinander. Die Kniee begannen zu wanken. Die Füße versagten den Dienst.

Da brach der Araber plötzlich mit leisem Ächzen zusammen.

Dr. Schwarz sank neben ihm in die Kniee.

Ausdruckslos ruhte sein Blick auf den Gestürzten.

Ein irres Lächeln lag auf den verbrannten Lippen.

Die Haare klebten wirr um seine Stirn.

Noch einmal hob er die geschwollenen Augen.

Da - - ein verstörter, feindlicher Ausdruck trat auf das Gesicht.

Er streckte beide Hände halb bittend, halb abwehrend vor.

Am Horizont tauchte eine Anzahl Reiter auf, welche in rasender Eile auf die Stelle zugesprengt kamen.

Hoch oben am Himmel aber zeigten sich einige schwarze Punkte, die in kreisender Bewegung herabzukommen schienen und immer größer und größer wurden.

Da gellte ein wahnwitziges heiseres Lachen durch die Luft.

Dr. Schwarz war es, der es ausgestoßen hatte.

Verzweifelt, mit einer Fülle von Bitterkeit und Schmerz in der Stimme schrie er:

„Fata morgana!“

während sich seine zitternden Arme fast drohend gegen die in der Ferne sichtbar gewordenen Reiter ausstreckten.

Unter erneutem gellenden Lachen preßte er beide Hände an den Kopf und mit dem Rufe:

„Radha!“

sank er bewußtlos vornüber in den glühenden Sand. -



IV.

„Shidi!“

Mit lautem Aufschrei warf sich Radha auf den regungslos daliegenden Körper des Dr. Schwarz.

Um sie herum stand ein Kreis ernster Männer. Alles kernige Gestalten mit markigen, harten Zügen.

Keine Spur von Mitgefühl zeigte sich in den wie aus Stein gemeißelten Gesichtern.

Nur einer derselben zog leicht die schwarzen Brauen zusammen, als er das Mädchen so besorgt sah.

Es war keine Fata morgana gewesen, was Dr. Schwarz beobachtet hatte, ehe er zusammenbrach. Kein Trugbild, sondern Menschen von Fleisch und Blut.

Sein Auge hatte ihn nicht enttäuscht, als er Radha zu erkennen glaubte.

Dieselbe war es wirklich gewesen, welche mit den Beduinen der Stelle zueilte, wo die Unglücklichen lagen.

Allen weit voraus, hatte sie ängstlich suchend den Ort gefunden, wo ihr Wohltäter lag.

„Komm', Mädchen!“, sagte einer der Beduinen streng. „Hier ist nicht mehr zu helfen.“

Flehend, wie ein zu Tode geängstigtes Reh sah diese zu ihm auf.

„Er ist nicht tot! Er kann nicht tot sein!“

Bei diesen Worten suchte sie mit zitternder Hast den Körper herumzudrehen.

„Allah!“

Schreck, Bestürzung lag in diesem Ausrufe, den der Beduine ausstieß, als er das Gesicht des Forschers sah.

Besorgt blickte Radha wieder auf.

Drohte dem Deutschen eine neue Gefahr?

Prüfend ruhte das dunkle Auge des Beduinen auf der regungslosen Gestalt.

Dann aber half er dem Mädchen den schweren Körper in die rechte Lage bringen und gab den Umstehenden einige kurze, hastige Weisungen.

Man reichte ihm Wasser und er bemühte sich, das scheinbar entflohenen Leben zurückzurufen.

„Es ist der Hakim, welcher meinen Sohn dem Leben wiedergegeben hat!“, rief er dabei den Beduinen zu.

„Der Hakim!“, pflanzte es sich von Mund zu Munde und alle waren bestrebt, helfend einzugreifen.

Ein Seufzer der Erleichterung hob Radha's Brust, als sie sah, daß von dieser Seite keine Gefahr mehr drohte.

Der Beduine hatte sie zur Seite geschoben. Still stand sie da und beobachtete die Bemühungen der Männer.

Da schlug Dr. Schwarz die Augen Auf.

Verwundert betrachtete er seine Umgebung.

Das Mädchen sah er nicht.

„Scheich Ali, Du? Was - - - ah!“

Schleppend, mechanisch hatte er die Worte geflüstert.

Plötzlich erwachte die Erinnerung. Sein Blick wurde klarer.

„Wie kommst Du hierher, Scheich?“ Im Tone größten Erstaunens richtet er diese Frage an den Beduinen.

„Das ist seltsam, Shidi. Allah hat uns geführt. Wir waren auf der Jagd und trafen heute früh einen Trupp unserer Feinde. Es kam zum Kampfe. Wir blieben Sieger.“

Ein stolzes Lächeln schwebte um seine Lippen. Er fuhr fort:

„Dabei fiel uns ein Mädchen in die Hände - - - -“

„Was? Ein Mädchen? Wie sah es aus?“

Dr. Schwarz war aufgefahren.

Hastig sprudelte er die Fragen hervor, obgleich seine Stimme noch schwach und heiser war.

Etwas überrascht schaute der Beduine auf den Erregten.

„Ja, ein Mädchen“, wiederholte er dann. „Sie erzählte uns, daß Ihr überfallen und sie entführt worden sei.“

„Radha!“, entfuhr es Dr. Schwarz.

„Dort steht sie“, setzte der Scheich hinzu. Sie hat uns geführt und Dich gefunden.“

„Radha!“

Wieder rief es der Forscher und schaute nach der angegebenen Richtung.

Zwischen den Männern hindurch zwängte sich das Mädchen und eilte auf den noch am Boden Sitzenden zu, kniete neben ihm nieder und bedeckte seine linke Hand mit Küssen.

Er aber legte die Rechte wie segnend auf ihren Scheitel und sagte leise:

„Radha, jetzt stehe ich tief in Deiner Schuld.“

Sie antwortete nicht, sondern preßte ihren Mund fast krampfhaft auf seine Hand.

„Wirst Du reiten können?“

Mit dieser Frage trat in dem Moment der Scheich herzu.

Er hatte wieder mit finsterer Miene diese Szene beobachtet und es schien fast, als wolle er derselben durch seine Frage ein Ende bereiten.

„Ja. Es muß gehen!“, antwortete Dr. Schwarz und richtete sich mit Hilfe eines Beduinen auf.

„Wo ist aber Sadek mein Begleiter?“ sagte er gleich darauf besorgt.

„Hier!“, ertönte die Stimme desselben in unmittelbarer Nähe.

Sadek war ebenfalls im Begriffe aufzustehen und hatte sich ganz leidlich erholt.

Plötzlich fühlte Dr. Schwarz einen Stoß an der Schulter.

Er schaute sich um. Ein freundliches Wiehern erklang und vor ihm stand sein weißer Hengst, welcher fast zärtlich seinen schönen Kopf an ihm rieb.

Von einem Beduinen war das erbeutete Tier hergeführt worden, da es Sadek als Eigentum seines Herrn bezeichnet hatte.

Liebkosend schlang der Forscher seinen Arm um den Hals des Pferdes und lehnte die Wange an dessen Kopf.

Das lebhafte Spiel der Ohren und das behagliche Schnauben bekundete die Freude des Schimmels.

Mit einiger Anstrengung kamen die beiden Geretteten in den Sattel und in mäßigem Tempo setzte sich der Trupp in Bewegung.

„Du bist schon einige Tage ziemlich am Rande der Wüste entlang geritten“, sagte der Scheich.

„Ein wenig seitwärts und Du hättest an einem Tage gute Weideplätze erreicht!“

„Diese von mir eingeschlagene Richtung war uns angegeben worden“, entgegnete Dr. Schwarz.

„Um Dich zu verderben. Denn Du wärest nun bald wieder weiter in die Wüste eingedrungen, wenn Du den Weg verfolgt hättest!“

„So nahe der Grenze, und doch konnte ich elend zu Grunde gehen“, murmelte Dr. Schwarz.

„Habe Dank für diese Rettung, Scheich Ali. Ohne Dich war ich verloren.“

„Du gabst mir meinen Sohn zurück. Also hast Du nicht zu danken. Kennst Du einen Feind, der Deinen Untergang wünscht?“

Dr. Schwarz schüttelte den Kopf.

„Ich wüßte Keinen.“

„Hasan!“

Radha rief dem Doktor diesen Namen halblaut zu.

Ungläubig sah dieser nach dem Mädchen.

„Hasan?“

„Ja, Shidi! Hasan. Derselbe, den Du aus dem Sande befreit hast, wollte Dich verderben. Er war bei denen, welche uns überfallen haben. Er war es selbst, der Dich durch einen Schlag betäubte, während Du schiefst. Ich habe es hören müssen, wie er sich dieser Tat rühmte.“

„Aus welchem Grunde mag er das getan haben?“

„Er wollte Dein Pferd, Shidi.“

„Mein Pferd und Dich, Radha!“

„Er hat seinen Lohn“, fiel der Scheich ein. „Keiner von den Sechs konnte uns entkommen.“ –

Mit kurzen Unterbrechungen, welche die Schwäche der Geretteten nötig machte, setzten sie den Ritt fort. Die ganze Nacht hindurch. Am Morgen aber hatten sie den Rand der Wüste erreicht. --

Nur zwei Tage gab sich Dr. Schwarz der Ruhe hin, dann war er wieder hergestellt.

Der dritte Morgen fand ihn schon im Sattel.

Er wartete noch auf Sadek und Radha.

Der Scheich stand an seiner Seite.

„Nochmals sage ich Dir Dank o Scheich, für Deine Hilfe“, sagte Dr. Schwarz, diesem die Hand reichend.

Der Beduine wehrte ab.

„Des Dankes bedarf es nicht“, entgegnete er etwas unsicher. „Ich bin belohnt.“

Etwas verwundert über das seltsame Gebahren des Beduinen zog Dr. Schwarz seine Hand zurück.

Sadek sprengte heran.

„Wo bleibt Radha?“, rief er diesem entgegen und sah sich suchend im Kreise um.

„Dort kommt das Mädchen!“, sagte der Scheich, indem er sich abwandte.

Radha kam - - - aber zu Fuß, - ohne Pferd.

Langsam als laste Blei an ihren Füßen, trat sie mit gesenktem Kopfe heran, faßte krampfhaft die Hand des Forschers und preßte ihre Lippen darauf, während Träne um Träne auf sie niederfiel.

„Was soll das, Radha?“

Besorgt sah Dr. Schwarz auf das weinende Mädchen.

Nur unterdrücktes Schluchzen war die Antwort.

„Sage, Radha, was ist geschehen? Wo ist dein Pferd?“

Fragend sah der Deutsche dabei auf den halb abgewandeten stehenden Scheich.

„Sie will Abschied nehmen!“, sagte dieser mit einem Gemisch von Befangenheit und Trotz.

„Allah begleite Dich, Shidi“, flüsterte das Mädchen, während sich ihre Finger fester um seine Hand schlossen.

Der Doktor wechselte leicht die Farbe.

„Du willst hier bleiben?“

Bestürzung, Unglaube zeigte sich auf seinem Gesichte.

Erneutes Schluchzen erschütterte den schlanken Körper des Mädchens.

„Ich muß!“

Wie ein Hauch kamen die Worte über ihre zuckenden Lippen, während sie zu ihm emporschaute.

In ihren Augen aber lag solche Qual, solcher Schmerz, daß dem Deutschen ganz eigen zu Mute wurde.

Seine Stimme zitterte leicht, als er fragte:

„Du mußt?“

„Ja“, sagte sie leise und betrübt. „Ich habe dem Scheich mein Wort gegeben, hier zu bleiben.“

„Dem Scheich?“

Er war verwirrt.

„Ja!“ lautete die leise Antwort.

Eine Zeit lang sah er sie wie geistesabwesend an. Dann zuckte es in seinem Gesichte.

„So bleibe. Allah behüte Dich!“

Rauh kamen diese Worte aus seinem Munde.

Mit kurzem Neigen des Kopfes wandte er sein Pferd, drückte diesem heftig die Fersen in die Weichen, was er sonst selten zu tun pflegte und wollte davon sprengen.

Da hielt ihn etwas zurück.

Ein leiser eigenartiger Schrei war an sein Ohr gedrungen.

„Shidi!“

In dem einen Worte, welches Radha ausgestoßen hatte, lag etwas, was ihn zögern ließ.

Es klang, als ob sich eine zusammengeschnürte Brust gewaltsam Luft verschaffen wollte in diesem kurzen, gequälten Aufschrei.

Umblickend sah er, daß Radha noch auf derselben Stelle stand und ihm mit großen Augen nachschaute.

In den gefalteten Händen hielt sie ihre Armspange.

Der Scheich wollte gerade auf sie zugehen.

Nochmals ritt er zurück und sprach sanft, aber eindringlich:

„Radha, bleibst Du freiwillig hier?“

Ein dankbares Lächeln trat auf das schmerzentstellte Gesicht des Mädchens. Ein Lächeln unter Tränen. Kurze Zeit kämpfte sie mit sich. Dann aber stieß sie abgerissen, mit zuckenden Lippen hervor:

„Ich gab - - dem Scheich - mein Wort, damit er - - Dich rettete.“

Ihre Stimme sank mehr und mehr herab bis zu leisem Flüstern.

Kaum verständlich war der Schluß.

Einen Augenblick saß Dr. Schwarz starr auf seinem Pferde.

Dann ging es wie ein elektrischer Schlag durch seinen Körper.

„Radha!“, rief er. „Das hast Du für mich getan?“

Seine Brust schien sprengen zu wollen. Bitteres Weh erfüllte dieselbe bei dem Gedanken, wie gekränkt er dieses Mädchen bei dem schroffen Abschiede haben mußte.

Jetzt wurde ihm erst klar, was für ein Kleinod er zurücklassen mußte, welch' großen Charakter diese zarte Hülle barg.

Und dieses Mädchen sollte sich wegen ihm dem mehr als fünfzig Jahre alten Scheiche opfern? Sollte diesem die niedrigsten Dienste leisten?

Alles bäumte sich in ihm auf bei diesem Gedanken. Sein ganzes Innere sträubte sich dagegen.

„Der Scheich forderte es im Voraus“, setzte Radha zagend hinzu.

Ein Haß gegen diesen Mann erfüllte den Deutschen plötzlich. Ein Haß, der jäh in ihm aufloderte.

„Scheich Ali!“, schrie er, sich unter dieser Einwirkung selbst vergessend. „Du, Du läßt Dir gute Taten bezahlen? Noch dazu im Voraus. Du rettetest einen Menschen nur, um ein anderes Leben für Deine Hilfe zu fordern. Scheich Ali, was soll ich von Dir denken?!“

Der Scheich war unter diesen Vorwürfen zusammengesuckt. Heiß wallte es erst in ihm auf. Eine zornige Entgegnung schwebte auf seinen Lippen. Dann aber bezwang er sich und sagte ausweichend:

„Ich wußte nicht, daß Du es warst.“

„So hättest Du einem Anderen Deine Hilfe versagt? Wolltest Du dies damit sagen?“

Der Scheich blieb die Antwort darauf schuldig. Sein Gesicht verriet, daß er im Zwiespalt mit sich war.

Da kam ein ungefähr fünfzehnjähriger Knabe gesprungen und eilte auf Dr. Schwarz zu.

Der Sohn des Scheichs.

Verwundert schaute er erst auf seinen Vater, dann auf den erregten Deutschen, dessen letzten Worte ihm noch verständlich waren.

Etwas unsicher reichte er Letzterem die Hand.

„Ich wollte auch Abschied von Dir nehmen, Shidi und Dir nochmals danken.“

Sinnend blickte der Scheich auf seinen Sohn.

Ruhig war sein Gesicht. Nichts verriet seine Gedanken. Nur das Auge zeigte Leben.

Was mochte in diesem Manne vorgehen?

Sah er im Geiste seinen Sohn, die Freude seiner Augen, weitab vom Lager hilflos liegen?

Sah er, wie sich eben jener Deutsche dort mitleidig über den Bewußtlosen beugte und ihm Tropfen einflö-

ßte? Sah er denselben Mann in das Lager reiten, den tod-
kranken Sohn sorglich vor sich auf dem Sattel?

Würde er ohne jenen Mann nicht jetzt ohne Sohn
sein? Würde er nicht einsam dastehen?

Noch ein kurzes Zögern, dann stieß er hervor:

„Nimm sie mit Dir. Ich gebe sie frei!“

Schnell, als befürchte er, sein Entschluß könnte ihn
reuen, wandte er sich, und verschwand zwischen den
Zelten.

Ein Jubelruf war es nicht, was sich aus Brust und Keh-
le Radha's unmittelbar nach diesen Worten des Scheichs
losrang.

Nein. Ein Jauchzen, Jubilieren war es, welches in die
klare Luft emporstieg.

In größter Eile holte sie ihr Pferd.

Stumm aber mit strahlenden Augen ritt sie neben Dr.
Schwarz aus dem Lager hinaus.

Auch dieser war eine Zeit lang in tiefes Schweigen
versunken.

Dann reichte er dem Mädchen seine Hand, drückte
die ihre warm und innig und sagte herzlich, während
mühsam unterdrückte Erregung sein Stimme beben ließ:

„Habe Dank, mein Kind! Nie werde ich dies
vergessen!“ ----

Da leuchtete es wieder geheimnisvoll in den
schwarzen Augensternen auf.

Wie verhaltene Glut lag es darin, welche entfesselt in
verzehrendes Feuer ausbrechen kann, und doch darüber
ein feuchter Schleier, der dämpfend diese Glut in sanfte
Wärme verwandelte.

Traumhafte Sehnsucht sprach aus ihrem Blicke.
Stilles Verlangen, lockendes verheißen, und über dem
allen breitete sich der holde Zauber keuscher Schüch-
ternheit.

Dr. Schwarz stand ganz unter dem Banne dieser
Augen.

Gar wundersam wurde ihm ums Herz.

Wieder kam das fremde und doch so süße Gefühl über ihn, welches er zum ersten Male empfunden hatte, als das Mädchen bei ihrer Rettung die Arme um ihn legte, als er sie voll tiefen Mitleides an sich gepreßt hatte.

Die plötzliche Erkenntnis erwachte in ihm, daß dies Mädchen kein Kind mehr sei.

Nein! Er durfte sie nicht mehr als solches behandeln. Durfte nicht den Maßstab seiner Heimat anlegen bei dieser Blume Arabiens, welches sich früher entfaltete als dort.

Radha kein Kind mehr!

Fast schmerzlich berührte ihn diese Gewißheit. Er mußte ihr anders entgentreten als bisher, mußte an ihre Zukunft denken.

Lange sann und grübelte er.

Endlich schien ein Entschluß in ihm zu reifen.

Ernst wandte er sich zu dem Mädchen.

„Radha, möchtest Du wohl alles das lernen, was die Mädchen in meiner Heimat wissen? Möchtest Du ihnen gleich kommen?“

Über Radha's Gesicht flog ein freudiger Schein.

„Wenn ich das könnte!“

Flüsternd zwar nur gab sie Antwort, aber ein heißer Wunsch war daraus zu hören und die großen, wie suchend in die Ferne gerichteten Augen gaben ein klares Zeugnis davon, wie willkommen ihr diese Aussicht war, wie sehnsüchtig sie darnach verlangte.

„Du kannst!“, sagte Dr. Schwarz mit Nachdruck. „Würdest Du Dich entschließen, in ein anderes Land zu gehen? Würdest Du Deine Heimat verlassen?“

„Meine Heimat!“, sagte sie träumerisch. „Wo ist meine Heimat? Dieselbe ist dort, wo ich mich glücklich fühle! Wo ich ---“

Hier brach sie ab und sagte ernst:

„Was hat mir dieses Land, was ich Heimat nenne, bisher geboten? Ich verlasse es ohne Schmerz!“

„So sei es, Radha! Ich werde für Dich sorgen. Dich zu einer Familie bringen, welche Dir alles dies und noch mehr bieten wird - - - - bei welcher Du Liebe findest. Liebe, welche Du bisher entbehren mußt. Liebe, unter der sich Dein empfängliches Gemüt erschließen wird wie die Blume vor der Sonne. Du sollst glücklich werden!“

Innig drückte er ihr nochmals die Hand.

Ihre Blicke senkten sich ineinander, als tauschten sie ein stilles Gelöbnis aus. - - - - -



V.

Heller Sonnenschein lag über dem Hafen von Smyrna.

Barken in allen Größen schossen geschäftig zwischen den großen Dampfern umher, welche in stolzer Ruhe auf der blauen Flut lagen.

Schelten, Lachen und Plaudern klang wirr durcheinander.

Motorboote fuhren in regelmäßigen Zwischenräumen von Smyrna zur gegenüberliegenden Vorstadt Kordilio, welche wie in Rosen gebettet schien, und kamen von dort her zurück.

Lange Züge von schwerbeladenen Kamelen schritten in fast ununterbrochener Reihe am Quai entlang nach den Ladeplätzen, um die Produkte aus dem Innern des Landes abzuliefern.

Hier stritt sich ein Grieche mit einem Italiener. Der Eine suchte den Anderen zu überschreien. Dort wieder saß in träger Ruhe ein Türke, die Bernsteinspitze der Wasserpfeife bedächtig im Munde haltend und seine sinnenden Augen auf das anziehende, buntfarbige Bild des Hafenlebens gerichtet, während ein Araber dagegen in stolzer Gleichgiltigkeit scheinbar achtlos an allem vorüberging, ohne daß indessen seinem scharfen Blicke etwas entgangen wäre.

Blutig geschlagene Maultiere, mit Ziegeln oder Holz bepackt, trabten vor ihren unbarmherzigen Treibern her, welche zerrend und stoßend mit Geschrei die schweren Stöcke schwangen.

Überall herrschte reges Treiben

Ein türkischer Dampfer rüstete sich zur Ausfahrt.

Noch fuhren die kleinen Boote geschäftig hin und her. Einige brachte Passagiere, andere dagegen nahmen Zurückbleibende mit an das Land, welche ihre Lieben an Bord begleitet hatten.

Das ganze Deck war gefüllt mit Menschen aller Nationen.

Lebhaftes Tücherschwenken von allen Seiten. Zärtliche Abschiedsworte mischten sich in lautes Schelten, welches den säumigen Gepäckträgern galt, die schweißtriefend unter ihrer Last die Schiffstreppe hinaufkeuchten, dann aber mit breitem Schmunzeln den sauer verdienten Lohn einsteckten, welcher durch reichliches Trinkgeld oft erhöht wurde.

Ein Drängen und Hasten, Fragen und Suchen. Jeder wollte sich einen guten Platz sichern, um den herrlichen Anblick der Ausfahrt in vollen Zügen genießen zu können.

Abseits von der lärmenden Menschenmenge stand ein Herr mit einem erwachsenen Mädchen.

Dr. Schwarz war es und Radha.

Kaum konnte man sie wiedererkennen, die kleine zierliche Araberin, wie sie ernst und ruhig in all dem Getriebe neben dem Deutschen stand.

Die europäische Kleidung hob vorteilhaft ihre schlanke Gestalt.

Auch Dr. Schwarz trug ein einfaches Touristenkostüm.

Ein schönes Paar, wie sie so zusammen standen!

„Welch' interessantes Paar“, flüsterte eine reizende Blondine im Vorübergehen ihrem Gatten mit jenem schmachtenden Augenaufschlage zu, der die Flitterwochen kennzeichnet, „ob die Beiden auch auf der Hochzeitsreise sind?“

Doch Diejenigen, von denen die Rede war, kümmerten sich nicht um ihre Umgebung, sahen nicht die interessierten Blicke, welche zeitweise auf sie gerichtet wurden. Stumm standen sie da und beobachteten sinnend das Ufer.

Rasselnd wurde jetzt der Anker aufgewunden.

Der Kapitän auf der Kommandobrücke neigte sich zu dem Sprachrohre, welches in den Maschinenraum führte, um seine Befehle zu erteilen.

Ein Zittern lief durch den gewaltigen Schiffskörper, ein Zischen und hohles Brausen erklang, die Schraube begann zu arbeiten, der Abstand vom Ufer wurde größer und größer und langsam, majestätisch verließ das Schiff in stolzem Bogen den Hafen, kühn das Wasser durchschneidend.

Immer noch stand Dr. Schwarz mit Radha an gleicher Stelle. Immer noch verharrten sie im Schweigen. –

Eine Stunde schon waren sie gefahren, da streckte Dr. Schwarz endlich seinen Arm aus nach den immer noch sichtbaren Ufern.

„Sieh’ dort einen Teil Deiner Heimat, Radha! Sieh’, wie er nach und nach entschwindet. Lasse gleich ihr auch die trüben Erinnerungen Deiner Kindheit zurück. Blicke nun vorwärts. Hoffe auf eine glückliche Zukunft!“

Er hatte in arabische Sprache zu ihr gesprochen, trotzdem sie jetzt das Deutsch ziemlich beherrschte.

Mit dankbarem Blicke sah sie zu ihm auf und sagte leise:

„Alles das habe ich nur Dir zu danken, Shidi!“

„Sprich nicht so, Radha. Du hast mehr für mich getan, als ich Dir je werde vergelten können. Du wolltest Dich selbst für mich opfern. Du - - “

„O rede nicht davon, Shidi!“, bat sie, während tiefe Glut ihre Wangen dunkler färbte.

„Gut, lassen wir das, trotzdem ich Dir immer und immer wieder danken möchte. Sprechen wir von der kommenden Zeit; denn bald trennen sich unsere Wege. Wirst Du manchmal an mich denken?“

„Shidi!“

Stiller Vorwurf lag in dem Ausrufe, mit welchem sie ihm ihr Gesicht zuwandte. Noch mehr als die Stimme aber sprachen ihre Augen, aus welchen wieder jener war-

me Strahl hervorbrach, der das Blut des Doktors stets in Wallung brachte.

Auch jetzt mußte er seine Erregung zu verbergen suchen, und erst nach längerer Zeit knüpfte er das Gespräch wieder an.

„Ich freue mich, daß Du bei der Familie Großmann in Kairo eine zweite Heimat finden wirst, daß diese auf meinen Brief hin gleich bereit war, Dich aufzunehmen. Und wahrlich, so wie ich die guten, alten Leute kenne, wirst Du dort die Liebe nicht entbehren. Du wirst in ihnen treue Eltern finden.“

Radha antwortete nicht.

Mit gesenktem Haupte stand sie da.

Eine Träne stahl sich unter den niedergeschlagenen Lidern hervor und blieb an den langen, seidene Wimpern haften.

Wie ein funkelnder Brillant glänzte der Tropfen im Scheine der untergehenden Sonne.

Dr. Schwarz sah diese Träne nicht. Er blickte starr in das vom Dampfer aufgewühlte Wasser.

War es Heimatschmerz, was die Brust Radha's bewegte?

War es eine Träne der Freude? -

Gellend durchschnitt der Ton der Dampfpeife die Luft.

Ein vorüberfahrendes Schiff antwortete.

Die beiden Träumenden schreckten zusammen, sahen sich an, - und lachten.

Aber das Lachen war ein gezwungenes, ebenso wie der leichte Ton, den Dr. Schwarz jetzt anzuschlagen versuchte, indem er sagte:

„Werfen wir die trüben Gedanken über Bord! Lasse uns noch ein wenig promenieren, Radha.“

Scherzend zog er ihren Arm durch den seinen und wandelte mit ihr auf und ab.

Radha war eine gelehrige Schülerin gewesen. Man sah es ihr nicht an, daß sie noch vor Kurzem zu den ruhelos umherstreifenden Beduinen gehörte.

Mit natürlicher Anmut schritt sie an der Seite des Forschers.

Langsam senkte sich der Abend hernieder.

Fröstelnd zog sich Radha in ihre Kabine zurück.

Dr. Schwarz aber stand noch lange an Deck, unentwegt auf die dunklen Wasser starrend.

„Ich muß ein Ende machen“, murmelte er. „Ich muß! Die Ruhe darf ich ihr nicht rauben. Nein! Nein!“

Lauter und energischer kam das „Nein“ von seinen Lippen.

Dann machte er kurz Kehrt und suchte auch seinerseits die Lagerstätte auf.

Lange aber wälzte er sich hier ruhelos herum.

Der Schlaf wollte nicht kommen.

Allerlei wüste Bilder schreckten ihn immer wieder auf.

Einmal sah er den Scheich Ali mit Radha im Arme.

Heftig pochte dann sein Herz.

Ein anderes Mal mußte er das Mädchen gegen andrängende Geier verteidigen.

Endlich aber umspiele ein seliges Lächeln seine Lippen.

Ein friedlicheres, schöneres Bild mußte ihm vorschweben und langsam sank er mit diesem Lächeln auf den Lippen in einen tieferen Schlummer. - - -



„Alexandrien!“

Von Mund zu Mund pflanzte sich der Ruf.

Alle Reisenden standen an Deck und schauten erwartungsvoll auf den immer sichtbarer werdenden Hafen.

„Alexandrien! Der Anfang eines neuen Lebens für Dich, Radha. Allah sei mit Dir!“

Leise aber innig sagte Dr. Schwarz dies zu Radha während der Einfahrt und drückte ihr warm die Hand.

Stumm und schüchtern erwiderte dieselbe den Druck und blickte befangen nach den Ufern, welchen man näher und näher kam.

Was mochte ihr die Zukunft bringen?

Da rasselten auch schon die Anker in die Tiefe.

Klatschen schlug die Flut über ihnen zusammen.

Die Ketten strafften sich - - die eisernen Arme hatten Grund gefunden und sich eingehakt.

Würde auch sie festen Boden gewinnen?

Oder würde sie in dem ihr fremden Leben einem ankerlosen Schiffelein gleich von den Wogen des Lebens herumgeworfen werden?

So dachte Dr. Schwarz, den versinkenden Ankern nachblickend.

Nun, er wollte ihr ein Freund, eine Stütze sein in allen Lebenslagen, das heißt nur dann, wenn sie ihn benötigte. Sonst wollte er ihr fern bleiben.

Dieser Entschluß wurzelte schon mehrere Tage in ihm. Seit er fühlte, daß er so wie bisher unmöglich würde neben dem Mädchen leben können. Seit er wußte, daß sich in seinem Herzen etwas regte, was mehr als Mitleid mit dem verlassenen Kinde war, was keimender Liebe sehr ähnlich war.

Und sollte er, der sechsunddreißigjährige Mann - - - aber das war ja undenkbar - sie zählte gerade vierzehn Jahre. Fort! Nur fort! Das war das einzig Rechte, was er tun konnte.

Ja fort wollte er. Und das so bald als - -

„Doktorchen! Doktorchen!“

Dieser Ruf riß ihn jäh aus seinem Denken.

„Doktorchen!“, klang es wieder.

Durch die Menge der Passagiere zwängte sich ein wohlbeleibter, untersetzter Herr, welcher fünfzig Jahre schon weit überschritten haben mußte.

Sein volles Gesicht glänzte vor Vergnügen und die blauen Augen lachten freundlich in die Welt.

Das ganze Aussehen sprach dafür, daß dieser Mann die Sorge nur dem Namen nach kannte und jedenfalls eines jener beneidenswerten Menschenkinder war, welchen die rauhen Seiten des Lebens sich niemals zeigen, die ihr Dasein in angenehmer Beschaulichkeit dahinbringen und vollenden.

Überrascht, aber erfreut wandte sich Dr. Schwarz ihm zu und rief:

„Ah, Herr Großmann! Welche Überraschung! Wahrhaftig eine größere Freude konnten Sie mir nicht bereiten.“

„Nun, nun“, lächelte der alte Herr schalkhaft, „nehmen Sie die Ehre dieses Empfanges nur nicht für sich allein in Anspruch. Denn nur das Verlangen, unser Töchterchen, welches uns der Herrgott noch in dem hohen Alter schenkt, schon hier begrüßen und in die Arme schließen zu können, trieb mich her.“

Aber wo haben Sie denn das Kind, lieber Doktor? Ich sehe es nicht.

Spannen Sie mich doch nicht so auf die Folter!“

Suchend schaute er sich um.

Radha, welche unweit der Herren stand und Großmann erst ängstlich forschend, dann freier und beruhigter gemustert hatte, trat jetzt schüchtern näher.

Der herzliche Klang seiner Worte, noch mehr aber die Güte, welche aus den Augen des alten Herrn strahlte, verfehlte ihre Wirkung nicht auf das empfängliche Gemüt des Mädchens.

Dr. Schwarz nahm sie sanft an der Hand, führte sie Großmann entgegen und sagte ernst und bewegt:

„Hier ist Radha, lieber Freund! Es tut mir wohl, daß ich schon jetzt überzeugt sein kann, in Ihnen einen Pflegevater gefunden zu haben, wie es einen besseren wohl kaum geben wird.“

Die kleinen, lustigen Augen Großmanns öffneten sich weit in starrem Staunen, als er Radha vor sich sah.

Er war unfähig, auch nur ein Glied zu rühren. Leichte Röte stieg in sein Gesicht, als er verwirrt stotterte:

„Fräulein - - ja Doktor - was - was - - treiben Sie doch keine Scherze in so ernsten Dingen. Sie schrieben von einem Kinde - einem dreizehn - - Doktor - -

Die Verwirrung nahm überhand, sie teilte sich auch Radha mit.

Die Situation fing an, peinlich zu werden.

Dr. Schwarz aber verstand es, dies rechtzeitig abzuwenden, indem er scherzend rief:

„Aber, alter Freund, das ist ja Radha! Sie ist nur einige Monate unterdessen älter geworden. Eigentlich hätten sie ihr Töchterchen meiner Beschreibung nach sofort erkennen müssen!“

Großmann hatte sich indessen wieder gesammelt.

„Ja richtig! Richtig!“, entgegnete er. Seine Äuglein strahlten vergnügter als vorher und unter Schmunzeln fuhr er fort:

„Sapperlot! Mein Fräulein - - ach was! Ich sage gleich Du zu meinem Töchterchen, wie sie es auch zu mir sagen soll. Gott segne Deinen Eintritt in unsere Familie, mein Kind!“

Mit herzlicher, ehrlicher Freude schüttelte er dem Mädchen die Hand. Dann bog er sich vor, etwas umständlich, zaghaft, bis er zuletzt in schnellem Entschlusse beherzt den feinen Kopf Radha's zwischen seine Hände nahm und sie derb auf die Wange küßte.

„Wie wird sich meine Frau freuen“, fuhr er nun lustig plaudernd fort. „Hihihi! Ob sie auch so überrascht sein wird? Eine solche Überraschung lasse ich mir aber gefallen, gern gefallen. So ein Töchterchen auf unsere alten Tage.“

Wir wollen sie hüten wie unseren Augapfel, Doktorchen. Verlassen Sie sich darauf!“

„Davon bin ich überzeugt“, sagte Dr. Schwarz, wobei seine Augen, welche mit warmen, halb wehmütigen Blicken die schlanke Gestalt des Mädchens umfaßten, deutlich den Gedanken verrieten:

„Wer sollte dies wohl nicht tun?“

Großmann hielt immer noch die Hand Radha's in der seinen. Er ließ dieselbe auch nicht wieder los, sondern führte das Mädchen mit liebender Sorgfalt über die Laufplanke.

Der alte Herr gebärdete sich wie ein junger Vater, welcher schützend über einen kleinen Liebling zu wachen hat.

„Wir können gleich weiterfahren!“, rief er Dr. Schwarz zu. Der Zug geht bald ab. Ist es ihnen recht? Meine Frau erwartet mit Sehnsucht ihr Töchterchen. Ich will ihr das Vergnügen nicht zu lange vorenthalten.“

Fast zärtliche Blicke streiften dabei das neben ihm gehende Mädchen.

Er führte sie immer noch fürsorglich wie ein Kind.

Trübe lächelte Dr. Schwarz, als er dies hinter dem Paare hergehend beobachtete.

„Sie bekommt es gut“, flüsterte er. „Ich wußte es. Da wird sie mich bald vergessen.“

Vernehmlicher klang es mit tiefem Aufatmen:

„Es ist auch besser so!“

Laut sagte er dagegen als Antwort auf Großmanns Frage:

Gewiß, es ist mir recht! Ich werde Sie noch bis zum Bahnhof begleiten und dann Abschied nehmen; denn mit dem nächsten Dampfer fahre ich ebenfalls weiter.“

Radha zuckte plötzlich zusammen. Ein leiser Ton rang sich von ihren Lippen.

War es ein Seufzer? Oder ein leiser Schrei?

Großmann hatte das Zusammenzucken bemerkt und auch den Schrei gehört.

Besorgt fragte er:

„Hast Du Dir weh getan, mein Kind?“

Verwirrt blickte sie auf.

Feucht schimmerte es in ihren Augen.

„Nein, nein!“, sagte sie leise, aber mit einer gewissen Hast.

Es schien, als hätte mit Tränen zu kämpfen.

Protestierend wandte sich Großmann jetzt an Dr. Schwarz:

„Aber Doktor! Das geht doch wahrhaftig nicht! Machen uns hier so große Freude und wollen nicht wenigstens einige Tage bei uns verweilen? Das kann Ihr Ernst nicht sein.“

„Doch, es ist mein unerschütterlicher Entschluß!“, entgegnete dieser bestimmt. „Es muß sein. Glauben Sie es mir, lieber Freund.“

Großmann antwortete nicht hierauf, sondern ging kopfschüttelnd weiter.

Er ahnte ja nicht, wie schwer dem Doktor dieser Entschluß wurde.

Hätte er den jetzt neben ihm Schreitenden in das Gesicht geblickt, so wäre ihm der herbe Zug darin nicht entgangen. Er würde gesehen haben, wie sich die Lippen zu einem bitteren Lächeln verzogen.

Dr. Schwarz hatte erwartet, daß Radha Einspruch dagegen erheben, daß sie ihn bitten würde, die Abreise zu verschieben.

Doch Radha schwieg.

Kein Wort kam aus dem festgeschlossenen Munde.

Sollte sie den Abschied so leicht nehmen?

Der Bahnhof war erreicht.

Großmann hatte sich die Fahrkarten gelöst.

Das erste Ausrufen der Abfahrt ertönte.

„Wir müssen scheiden, Radha!“, sagte Dr. Schwarz, schnell an das Mädchen herantretend, deren Nähe er die letzten Minuten gemieden hatte. „Ich muß wieder fort - - aber weine nicht“, unterbrach er sich hier, als Tränen über ihre Wangen rannen. Sieh', ich werde Dich wenn möglich auch besuchen. Gehst Du nicht gern mit dem alten Herr? Er ist gut. Ich kenne ihn!“

Seine Stimme war weich geworden. Leicht strich seine Hand wie in früheren Tagen über ihr Haar.

Tapfer drängte sie die Tränen zurück und sah dem Freunde lange in die Augen.

Suchte sie darin etwas zu lesen? Wollte sie erforschen, was er ihr verschwieg?

Unter seiner Berührung war sie leicht erschauert.

Ihre Augen, welche warm auf dem ernstesten, jetzt von stiller Wehmut überhauchten Gesichte des Doktors ruhten, erhielten erhöhten Glanz.

Diesem wurde der Abschied schwerer als es schien. Schwerer, als er selbst geglaubt hatte.

„Wirst Du mich auch wirklich besuchen?“, fragte sie schüchtern.

„Gewiß!“, versicherte er. „Sobald mir dies möglich ist.“

Dann wandte er sich schnell an Großmann.

„Lieber Freund, ich brauche ihnen wohl nicht erst zu versichern, daß mir Radha's Wohl, ihre Zukunft sehr am Herzen liegt. Deshalb bitte ich Sie - - - “

„Weiß schon, weiß schon“, winkte dieser ab, ebenfalls mit seiner Rührung kämpfend, da er sah, daß Radha weinte. „Werden sie lieben wie unser eigenes Kind. Verlassen Sie sich darauf!“

„Sie verdient es auch!“, sagte Dr. Schwarz leise.

„Wollen Sie nicht noch mitreisen, Doktor? Es ist doch gewiß nicht schön von Ihnen, so ohne Weiteres wieder zu verschwinden, nachdem wir uns nach Jahren des Getrenntseins kaum begrüßt haben. Meine Frau - - -“

Geht nicht, lieber Freund!“, schnitt Dr. Schwarz die Rede ab. „Grüßen Sie Ihre Gattin recht herzlich von mir und bitten Sie für mich, daß sie Mutterstelle an dem Mädchen vertritt.“

„Wird sie ohne diese Bitte tun“, lächelte Großmann. „Hätten nur sehen sollen, mit welchem Eifer sie alles zum Empfange rüstete.“

Beide Männer drückten sich verabschiedend die Hände.

„Nehmen Sie nochmals Dank“, setzte der alte Herr hinzu. „Sie haben uns wirklich glücklich gemacht.“

Da ertönte zum zweitenmale das Ausrufen der Abfahrt.

„Es ist höchste Zeit zum Einsteigen!“, sagte Dr. Schwarz, trat nochmals an Radha's Seite, nahm ihr Köpfchen in seine Hände und drückte einen Kuß auf ihre Stirne.

„Lebe wohl!“, flüsterte er innig. „Bedarfst Du je eines Freundes, so denke an mich. Gott schütze Dich!“

Schnell eilte er dann zum Ausgange der Halle, um seine aufsteigende Bewegung zu verbergen.

Das Mädchen war einen Augenblick mit halbgesenkten Lidern stehen geblieben. Sie schien der Welt entrückt zu sein.

Plötzlich aber befand sie sich wieder an seiner Seite, ehe er die Türe erreicht hatte.

„Shidi!“, bat sie flehend in arabischer Sprache. „Nimm dieses kleine Andenken von mir. Es ist die einzige Erinnerung an meinen Vater. Solange Du es trägst, wirst Du mich nicht vergessen!“

Dabei überreichte sie ihm die Armspange.

Dieselbe stellte eine sich ringelnde Schlange dar. Der Kopf war fein ausgearbeitet und wurde von zwei funkelnden Rubinen geschmückt, welche die Augen vorstellten.

Freudig überrascht sah Dr. Schwarz das Mädchen an.

Diese bemerkte dabei in seinen Augen mühsam verhaltene Tränen.

Da kam es wie ein Rausch über sie.

Der Umstehenden nicht achtend, umschlang sie ihn mit schneller Bewegung und preßte in heißem Kusse ihre Lippen auf seinen Mund.

Dr. Schwarz stand wie betäubt.

Aber ehe er sich völlig klar wurde, war das Mädchen schon wieder fort - die Türe des Wagens wurde vom Schaffner hinter ihr zugeschlagen - das Zeichen zur Abfahrt gegeben - und der Zug setzte sich in Bewegung.

Großmann stand freundlich lächelnd am Fenster und ließ noch lange sein weißes Tuch aus demselben wehen.

Dr. Schwarz sah dies alles nicht.

Hatte er geträumt?

Doch nein? Die Armspange in seiner Hand bewies ihm das Gegenteil.

Noch brannte der Kuß auf seinen Lippen.

Mechanisch schlang er die Spange um den Arm.

Sollte dieselbe eine Erinnerung sein für entschwundene Hoffnungen oder - - - ein Zeichen für beginnendes Glück?! - - - - -



VI.

Jahre waren darüber hin gegangen.

In der alten Kalifenstadt herrschte wie immer reges Treiben.

Eine bunte Menschenmenge, welche sich die lebhafteste Phantasie kaum vorstellen kann, wogte in den breiten Straßen französischen Stiels ebenso wie in den engen schmutzigen Gassen der alten Stadt.

Laut tönnten die Rufe der Eseltreiber. Nicht minder schrieten die Stiefelputzer und die den eleganten Karossen voraneilenden Läufer, welche Platz für die ausfahrenden Haremsdamen schafften.

Dazwischen hinein das überlaute Betteln halbwüchsiger Fellachen um Bakschisch, sowie das singende Ausbieten frischen Trinkwassers - alles in allem ein wirres, unbeschreibliches Durcheinander von eigenartigem Reize.

Etwas abseits von der belebten Straße, im vornehmen Fremdenviertel, lag ein großer schattiger Garten. Kühlung spendende Springbrunnen ließen ihr eintöniges, leises Plätschern hören, was unter der Einwirkung des berausenden Duftes der herrlichsten Blüten verschiedener Pflanzen einschläfernd wirkte.

Leicht aneinanderreibend bewegten sich die Wedeln mächtiger Palmen in sanftem Winde und erzeugten ein flüsterndes Rauschen, welches geheimnisvoll aus der Höhe herniederklang.

Nur ab und zu tönte ein stärkeres Geräusch von den belebten Straßen in diese Ruhe, ohne dieselbe jedoch zu stören.

Bei halb geöffnetem Fenster in der reizenden Villa, welche die Mitte des Gartens einnahm, saß ein junges, schönes Mädchen.

Ihre dunkle Hautfarbe hatte einen warmen Ton, die schwarzen, glänzenden Flechten des dichten Haares schienen fast zu schwer zu sein für das kleine Köpfchen,

welches sie leicht in die linke Hand stütze, während die Rechte im Schoße ruhend ein aufgeschlagenes Buch hielt.

Doch nicht bei dem Buche schienen ihre Gedanken zu weilen. Die sinnenden, schwarzen Augen blickten träumend in weite Ferne, blickten hinaus in den Garten, ohne die reifen, zwischen saftigem Grün im leichten Winde sich wiegenden Orangen, oder die bunten Schmetterlinge zu sehen, welche direkt vor dem Fenster die herrlichen Rosen in neckischem Spiel umgaukelten, ehe sie von der süßen Kost in den Kelchen naschten.

Sie sah nicht den prächtigen Pfau, welcher stolz hoch oben auf der Spitze des Gartenhauses stand und sein Rad schlug, sahen nicht einmal den Briefträger, welcher soeben freundlich grüßend durch den Garten schritt.

„Großmann“, stand auf dem schlichten Schilde neben der Eingangstüre, und Großmann selbst war es, der dem Briefträger daselbst die eingehenden Briefe abnahm.

Alles dies gewahrte das Mädchen nicht.

Erst als die Türe ihres Zimmers geöffnet wurde und der alte Herr eintrat, schreckte sie aus der Träumerei erwachend leicht zusammen und wandte den Kopf.

Ein Lächeln huschte über ihre schönen Züge, als sie den Eintretenden erkannte.

„Willst Du mit mir zur Mama gehen?“. fragte dieser. „Es sind einige Briefe angekommen, welche vielleicht auch Dich interessieren.“

„Gern, lieber Papa“, entgegnete sie bereitwillig und trat zu ihm, neugierig die Adressen musternd.

Großmann aber versteckte dieselben: lachend und rief:

„Abwarten, mein Liebling!“

Mit Stolz betrachtete er seine ihn um halbe Haupteslänge überragende Pflgetochter.

„Ein Prachtmädel!“, war stets seine Bezeichnung, wenn er von ihr zu Anderen sprach. Er segneten den Tag, an welchem sie in sein Haus gekommen war.

Mit zärtlicher Liebe hing das Mädchen an den beiden beglückten alten Leuten.

Arm in Arm schritten sie nun in das Zimmer, in welchem sich Frau Großmann aufhielt.

Angenehme Kühle herrschte hier.

Frau Großmann saß in einem bequemen Lehnstuhle.

Unter dem schwarzen Häubchen hervor glänzte das weiße, schlichtgescheitelte Haar. Eine Blaue Brille ließ den Ausdruck ihrer Augen nicht erkennen, aber den sanften, weichen Gesichtszügen nach mußte die Güte ebenso darin wohnen wie bei ihrem Gatten.

Die unermüdlichen Hände legten schnell den Strickstrumpf zur Seite und strichen die Falten des Kleides zurecht.

Dann zog sie das auf sie zueilende Mädchen sanft neben sich auf einen Sitz und schaute erwartungsvoll zu ihrem Gatten auf.

„Du hast Briefe“, fragte sie. „Es sind doch keine schlechten Nachrichten?“

„Weiß’ ich noch gar nicht, liebe Frau! Hoffentlich nicht; denn ich kenne die Handschriften.“

„Von wem sind sie?“

„Rate einmal!“

Übermütig wie ein Knabe stellte sich Großmann vor seine Frau, hielt die Hand mit den Briefen hinter dem Rücken und steckte ein rechtes verschmitztes Gassenbubengesicht auf.

„Aber mache doch keine solchen Dummheiten!“, sagte die alte Dame lächelnd. „Du bleibst doch unverbessert.“

„Ja, wenn Du je die Absicht gehabt hast, mich zu bessern, so hättest Du strenger sein müssen. Jetzt ist es natürlich zu spät; denn was Hänschen nicht lernt - - na,

will Dich aber nicht quälen. Erraten wirst Du es doch nicht.

Sieh' her. Der eine ist von Kapitän Deger und der andere - - von unserem gemeinsamen Freunde Dr. Schwarz!“

„Dr. Schwarz?“ rief Frau Großmann erfreut. „Endlich wieder einmal ein Lebenszeichen! Er scheint in der Tat nur einmal im Jahr für uns Zeit zu haben.“

„Zweimal!“, verbesserte Großmann, indem er das Schreiben öffnete, „Bis jetzt wenigstens hat er mit mathematischer Genauigkeit eine halbjährige Frist innegehalten.“

Das Mädchen hatte noch nicht gesprochen.

War es Zufall, daß ihre Hand plötzlich nach ihrem Herzen griff, als Großmann den Namen Dr. Schwarz nannte?

Machte es das Niederbeugen zu ihren Schuhen, was ihre Wangen tiefer färbte?

„Huh!“, ließ sich in dem Moment Großmann mit komischem Entsetzen hören. „Diese Länge! Da wollen wir erst den Kürzeren nehmen.“

Er legte die eng beschriebenen Bogen zur Seite und vertiefte sich in den Inhalt des zweiten Briefes.

Bald darauf ließ er ein verlegenes Räuspern hören.

„Willst Du denn nicht laut lesen, lieber Mann?“, fragte Frau Großmann erstaunt.

Ein „Hm“ und längeres Räuspern war die Antwort, während seine Augen verstohlen nach dem Mädchen sahen.

„Wir können ja erst den anderen nehmen“, sagte er, seiner Frau verstohlen zublinzelnd.

Diese verstand den Wink jedoch nicht oder hatte ihn nicht gesehen.

Etwas ungeduldig drang sie in ihn:

„Aber bester Mann, das verstehe ich nicht. Du machst uns wirklich neugierig. Erst willst Du den Kürzeren vor-

ziehen und dann stellst Du ihn wieder zurück, nachdem er von Dir gelesen wurde. Sage doch, was schreibt der Kapitän?“

„Hm, ja, wenn Du darauf bestehst. Es ist ja weiter nichts. Es kommt mir nur etwas unverhofft.“

Wieder schwieg er verlegen.

„Mann! Mann!“

Mißbilligend schüttelte die Frau den Kopf.

Großmann gab sich alle erdenkliche Mühe, ihr verständlich zu machen, daß er jetzt nicht sprechen wollte.

Aber umsonst. Seine Frau hörte nicht oder wollte nicht hören.

Endlich gab er den Widerstand auf.

„Na meinetwegen“, polterte er. „Deger fragt im Vertrauen an, ob - - - hm - - eigentlich sollte ich es doch nicht sagen.“

Wieder zögerte er.

Ein Blick auf seine gespannt aufhorchende Frau brachte ihm indessen die Gewißheit, daß diese nicht nachgeben würde und in heller Verzweiflung platzte er unvermittelt heraus:

„Er will wissen, ob Aussicht für ihn vorhanden ist, unser Töchterchen zu seiner Gattin zu erhalten!“

Allgemeines Schweigen folgte nach diesen Worten.

Das Mädchen war einen Schein bleicher geworden.

Stumm schaute sie vor sich nieder. Nur dann und wann streifte ein ängstlich forschender Blick das alte Ehepaar.

Es herrschte plötzlich eine recht schwüle Stimmung in dem kleinen Kreise.

Großmann unterbrach dieselbe endlich, idem er ärgerlich rief:

„Siehst Du, das hast Du davon. Ich wäre schon noch mit der Sprache herausgerückt. Aber nein! Da muß - - - na, Schwamm drüber. Dummheit! Braucht ja nicht gleich geantwortet werden. Könnens uns ja in Ruhe überlegen.“

Geräuschvoll entfaltete er nun das andere Schreiben.

„Aber der Kapitän will ja in einigen Tagen zu uns kommen?“, rief Frau Großmann, welche inzwischen den Brief zur Hand genommen hatte.

Wieder räusperte sich der Gatte.

„Nun ja!“

„Wir müssen doch in diesem Falle sofort antworten? Ein Stillschweigen würde ja halbe Zusage sein.“

„Und Du wolltest abschreiben?“ fragte Großmann gespannt.

„Dies habe ich nicht gesagt. Ich glaube, dabei müssen wir unser Kind allein sprechen lassen.“

Mutter!“

Wie ein erlösender Seufzer rang sich der Ruf von den Lippen des Mädchens.

Die Hände der alten Dame bebten leicht, als sie den Kopf ihrer Pflegetochter an ihre Brust zog und begütigend über deren Stirn strich.

„Ich will ja nicht verhehlen, daß ich Dich nicht ungern an seiner Seite sehen würde, Dich unter seiner Obhut wüßte; denn der Kapitän ist ein rechter Mann. Aber darüber sollst Du allein entscheiden.“

„Ja, Du allein!“, fiel Großmann schnell ein in der polternden Weise, welche er stets einschlug, wenn er mit einer weicheren Stimmung zu kämpfen hatte. „Lasse dich durch nichts beeinflussen, Kind“, fuhr er eindringlich fort. „Hörst Du? Durch nichts! Dein Entschluß kann ausfallen wie er will, wir nehmen Dir nichts übel; denn wir wollen Dich nur glücklich sehen.“

„Habt tausend Dank für Eure Liebe!“, flüsterte das Mädchen, immer noch an der Brust der Pflegemutter ruhend. „Wenn ich wählen darf, so bleibe ich bei Euch!“

Ein leiser Ton drang von Großmanns Platze her bei dieser Antwort.

War es ein Seufzer des Kammers? Oder ein Ausdruck der Freude?

Sein Gesicht verriet das Letztere; denn ein stilles Glück prägte sich darauf aus.

Frau Großmann aber drückte bewegt einen Kuß auf die Stirne des Mädchens.

„Du gutes Kind!“, sagte sie herzlich. „Du darfst aber nicht immer nur an uns denken. Wir sind alt. Denke an Deine Zukunft.“

„Die Sorgen werden ihr fernbleiben, das weißt Du ja, Mutter!“, sagte Großmann außergewöhnlich ernst. „In dieser Beziehung kann sie ruhig der Zukunft entgegensehen.“

„Aber allein wird sie stehen nach unserem Tode.“

„Das wird sie nicht!“, bestritt er mit großem Eifer. „Erstens sind ja so viele Freier da. Wer weiß, ob sie nicht schon gewählt hat.“

Schelmisch drohte er hier mit dem Finger und suchte durch diese Worte wieder eine heitere Stimmung herbeizuführen.

Dann fuhr er fort:

„Zweitens würde ihr Dr. Schwarz stets treu zur Seite stehen, wenn sie wider erwarten doch ledig bleiben wollte.“

Wieder war es, als unterdrücke das Mädchen eine Bewegung bei Nennung dieses Namens.

„Du hast recht“, gab Frau Großmann beruhigt zu. „sollte das Kind aber wegen uns das Glück eines Ehestandes entbehren müssen? Das darf doch nicht sein!“

„Du scheinst Dich ja recht wohl zu fühlen in Deinem Ehestande“, scherzte er. „Da Du ihn als größtes Glück unserer Tochter wünschest. Aber bedenke, nicht jedes Mädchen bekommt so einen braven Ehemann als Du. Halt! Halt! Lasse mich nur weiter reden“, rief er, sich unterbrechend, als die Frau energisch gegen das Selbstlob protestieren wollte. „Ich höre schon auf. Wollte nur noch sagen, daß ich an eine Ehelosigkeit des Kindes gar nicht glaube!“

Ein schlaues Lächeln trat auf seine Lippen und verständnisvoll blinzelte er das Mädchen an. Dann aber fuhr er fort:

„Sehen wir endlich, was unser Freund schreibt.“

Aufmerksam vertiefte er sich nun in das lange Schreiben.

„Von Athen!“, äußerte er, emsig lesend.

„Er freut sich, daß wir unser Kind auf den Namen Edith taufen ließen – hm – Sonderbarer Mensch – kommt erst jetzt auf die Taufe zurück, die schon vor Jahren erfolgt ist - - - endlich einmal heim – ja, das glaube ich auch, es wird Zeit – nach sechs Jahren - - was Edith macht, will er wissen?“

Schmunzelnd wandte er sich hier an das errötete Mädchen, welches aufmerksam seinen Worten lauschte.

„Würde sich freuen, wenn er sie sehen könnte – aber was hat ihn abgehalten, zu uns zu kommen? Ist von Indien über Alexandrien nach Athen gefahren und hat uns nicht aufgesucht – ich werde aus dem Menschen nicht klug – kam doch sonst öfter. Was sagst Du dazu, Mutter?“

„Ich finde auch keinen Grund“, war deren sinnende Entgegnung. „Auffällig meidet er Kairo. Wir haben ihn doch nicht beleidigt?“

„Würde er dann schreiben? Nein! Es muß ein anderer Grund vorliegen oder wirklich nur ein Zufall sein.“

„Schreibt er sonst nicht's?“

„O doch! Er schildert seine Reisen, seine Gefangenschaft - - - “

„Gefangenschaft?“, rief Edith bestürzt dazwischen.

„Ja. Er ist in Beludschistan gefangen gewesen. Sadek mit ihm. Ich will den ganzen Brief gleich vorlesen. Aber sagt - - da kommt mir soeben ein genialer Gedanke! Wie wäre es, wenn wir den längst gehegten Plan einmal ausführen und zu Deinem Bruder reisten, Mütterchen? Deger erhielte dadurch einen etwas verzuckerten Korb.

Wir entschuldigen uns einfach mit der Abreise und später, na - er wird dies schon verstehen.

Große Vorbereitungen brauchen wir ja nicht zu treffen. Einige Tage genügen hierzu. Hahaha!“ lachte er vergnügt. „Das wird ein Heidenspaß, wenn wir unseren guten Doktor plötzlich in seinem Nestchen unvermutet überraschen! Hihhi!“

„Dr. Schwarz?“, fragte Edith gespannt.

„Ja natürlich! Er wohnt ja auch in Dresden wie mein Schwager.

Hihhi! Heidenspaß! Hahaha! Der Ausreißer!“

Großmann wurde purpurrot im Gesichte vom Lachen und schlug klatschend bei diesem Heiterkeitsausbruche auf seine Kniee.

Er schwelgte schon in dem Genusse, welchen ihm die geplante Überraschung verschaffen sollte.

Edith's Augen leuchteten auf. Sie bekamen einen fast übernatürlichen Glanz.

Frau Großmann aber saß erst eine Zeit lang unbeweglich. Grenzenlos war ihr Erstaunen.

Dann aber beugte sie sich freudig vor und rief überrascht:

„So wolltest Du Dich endlich einmal entschließen - - -“

„Natürlich will ich! Ich sagte es ja! Mit diesem Gedanken gehe ich übrigens schon lange um. Ich wollte Euch in allernächster Zeit damit überraschen.“

Großmann war hingerissen von seiner eigenen Idee, mit welcher er solche Freude machte.

„Wollen gleich anfangen zu packen!“

„Aber Du wolltest doch erst den Brief vorlesen?“

Richtig, richtig! Soll geschehen!“

Behaglich setzte er sich zurück in seinen Stuhl und begann zu lesen.

Langsam, mit humoristischer Betonung.

Immer wieder brach er jedoch ab und machte dazwischen Bemerkungen bezüglich der bevorstehenden Reise.

Endlich war er fertig.

Schnell packte er die Briefschaften zusammen und machte sich zum Ausgehen bereit.

„Will sofort in das Reisebureau. Sollte jemand kommen - - ach ja - Santow wollte ja heute den Nachmittag bei uns verleben. Santow - na aber - ich werde nicht lange ausbleiben.“

Scherzend wandte er sich dem Mädchen zu.

„Du wirst ihn wohl unterdessen zu unterhalten wissen?“

„O doch, Papa. Mit Santow ist es schon auszukommen“, sagte sie fröhlich.

„Nanu?“

Gravitätisch pflanzte sich Großmann vor Edith auf. „Du wirst doch diesen Deger nicht etwa wegen Santow ausgeschlagen haben? Warte! Warte!“

„Wirst Du wohl schweigen, Du Böser?“ rief das Mädchen errötend und versuchte, dem sich nur schwach Wehrenden den Mund zuzuhalten.

„Na, na!“ sagte dieser wieder, sobald er nur etwas Luft bekam.

Sofort presste sich die kleine Hand wieder fest auf seinen Mund.

„Ich will ja nichts mehr sagen!“, pustete der Bezwungene endlich, während sein Gesicht vor Vergnügen strahlte. „Ich bin ja schon still und gehe!“

Er nickte den beiden Zurückbleibenden nochmals neckisch zu und verschwand dann zwischen den Palmen.

Bald hörte man das Tor hinter ihm zuschlagen. Nicht lange wahrte es, da tönte die Schelle am Eingange.

Edith öffnete selbst und kam fröhlich plaudernd mit einem jungen Manne zurück, dessen offenes Gesicht von einem dunklen Vollbarte umrahmt war.

„Guten Tag, Herr Santow!“, begrüßte ihn Frau Großmann freundlich.

„Haben Sie Ihre Kranken schon alle besucht?“

„Ich habe mich beeilt“, antwortete der junge Arzt lächelnd, „damit ich den Nachmittag bei Ihnen recht ausdehnen kann. Das heißt, wenn ich nicht störe.“

Mit leichter Verbeugung hatte er die letzten Worte an Edith gerichtet.

Diese lachte fröhlich.

Etwas ungewohntes an ihr.

Es klang so weich und melodisch, daß Santow das Blut schneller durch die Adern ging. Sein Blick umfing die schöne Gestalt des Mädchens, welche ihm heute in ihrer Fröhlichkeit noch begehrenswerter erschien als bisher.

Wie war sie nur heute? Sollte sich das Glück ihm zuneigen? Sollte er der Erwählte unter Vielen sein?

Jedenfalls wollte er sich die ihm bietende Gelegenheit zu einer Annäherung nach Kräften auszunützen.

Das fröhliche Lachen und Geplauder der beiden jungen Leute schallte die ganze Zeit bald hier, bald da im Garten, während Frau Großmann still vor sich hinlächelnd darauf lauschte.

Hatte sie es doch gern, wenn Edith sich glücklich fühlte.

Sie ließ dabei die schönen Bilder aus der eigenen Jugendzeit an ihrem Geiste vorüberziehen und manchmal röteten sich ihre Wangen noch vor Freude, wenn sie an die schönen Jahre dachte.

Endlich kam Großmann zurück und ließ sich pustend und schnaufend am Tische neben ihr nieder.

Edith und Santow hatten ebenfalls wieder Platz genommen.

„Santow!“ rief Großmann unternehmend, sich den Schweiß von der Stirne trocknend. „Wir reisen!“

„Reisen?“ fragte dieser ungläubig lächelnd. „Wohin? Nach Alexandrien? Oder wollen sie eine Nilfahrt machen?“

„Wir reisen, Santow! Nach Deutschland!“

Er wurde fast einen Kopf größer bei diesen Worten.

Santow aber schaute ihn erstaunt an. Das Lächeln erstarb auf seinen Lippen.

„Nach Deutschland?“, sagte er langsam und betroffen, als habe er nicht recht gehört.

„Ja, nach Deutschland!“, bestätigte Großmann vergnügt.

An Santow's Geiste zogen die soeben erst froh verlebten Nachmittagsstunden vorüber.

Er sah vor sich Edith in ihrer strahlenden Schönheit. Fröhlich, wie er sie bisher noch nie beobachtet hatte. Ihre Augen leuchteten heute so eigenartig.

Lag nicht eine stille Verheißung darin? Wem konnte diese gelten als ihm?

Beseligende Hoffnung war in sein Herz eingezogen. Und alles das sollte durch diese unselige Reise wieder gefährdet werden?

Jetzt aber schon von Liebe zu ihr sprechen?

Nein, nein! Noch war es zu früh. Dadurch konnte er alles verderben.

Diese Gedanken beschäftigten ihn, während Großmann freundlich lächelnd auf eine Antwort wartete. Auf eine Bewunderung der Größe seines Entschlusses.

Verwirrt entgegnete er:

„So gedenken Sie bald abzureisen?“

Seine außergewöhnlich langsame Sprechweise zeugte davon, wie mühsam er die Gedanken zusammenhalten mußte.

„In vier Tagen schon!“

„Ihre Abwesenheit werde ich schmerzlich empfinden“, sagte Santow.

„So reisen Sie doch mit, Santow. Sehr einfach!“, scherzte Großmann.

„Mitreisen?“, fragte der Arzt gedehnt.

Durch seine Frage aber klang etwas, was die Möglichkeit eines derartigen Entschlusses nicht ausschloß.

Großmann hörte dies sofort heraus und wurde aufmerksam.

Gespannt schaute er auf Santow.

„Bleiben Sie lange dort?“, fragte dieser sinnend.

„Nur einige Wochen!“

Santows Augen suchten Edith, welche eifrig mit Frau Großmann sprach und die Unterhaltung der Herrn überhört hatte.

Fragend sah sie auf, als die Augen des Atztes auf ihr ruhten.

Unter dem Eindrucke ihres fragenden Blickes war dessen Entschluß sofort gefaßt.

„Ich nehme mir einen Vertreter. Mir können einige Wochen Erholung nichts schaden“, sagte er hastig. „Ich reise mit!“ - - - - -



VII.

Ruhelos wanderte Dr. Schwarz in seinem eleganten Arbeitszimmer in der Residenzstadt Dresden hin und her.

Ab und zu blieb er vor seinem Schreibtische stehen und betrachtete sinnend eine dort liegende Armspange.

„Daß ich dieses Mädchen nicht vergessen kann!“, murmelte er. „Was soll daraus werden?“

Die Wanderung im Zimmer wieder aufnehmend, fuhr er in lauterem Selbstgespräche fort:

„Sechs Jahre trieb ich mich in fernen Ländern umher, aber - - ein Vergessen fand ich nicht!“

Eine Zeit lang herrschte Schweigen. Nur das leise Knarren der Schuhe auf dem dicken Teppiche drang durch den Raum.

Plötzlich unterbrach bitteres Lachen diese Stille.

„Alter Tor! Könnte Dir je in den Sinn kommen, ein junges Mädchen an Dich zu ketten?“

Wieder trat er nach diesen Worten, gewiß schon zum zehnten Male an diesem Morgen, vor den Spiegel, um mit kritischen Blicken sein eigenes Gesicht und seine Gestalt zu mustern.

Dem Ausdrücke der Zöge nach mochte die Musterrung befriedigend sein, aber dessen ungeachtet schüttelte er mißbilligend den Kopf und rief fast höhrend seinem eigenen Spiegelbilde zu:

„Alter Narr! Magst Du noch so jung erscheinen, zwei- undvierzig Jahre bleibst Du doch!“

Kurz drehte er sich auf dem Absatz herum und setzte die unterbrochene Wanderung wieder fort.

Unwillige Falten erschienen auf seiner Stirne. Die Augenbrauen zogen sich zusammen.

„Das Schicksal ist entschieden gegen mich“, begann das interessante Selbstgespräch nach einer kleinen Pause wieder. „Sonst hätte es nicht gerade jetzt die Familie Großmann mit Edith hierher kommen lassen. Aber heute

muß ich meinen Besuch machen. Länger ausweichen wäre unhöflich.“

In dem Augenblicke trat ein Diener ein und überreichte eine Karte.

Dr. Schwarz stutzte beim Lesen des Namens, sagte aber ruhig:

„Ich lasse bitten! Führen Sie den Herrn gleich hierher.“

Kaum war der Diener verschwunden, so barg der Doktor schnell die Armspange im Schreibtische und ließ sich schwer auf einen Sessel fallen.

„Es ist unvermeidlich“, murmelte er stumpf. „Gut, so sei es!“

Bei den letzten Worten richtete er sich straff auf und trat dem grüßenden Besucher mit liebenwürdiger Freundlichkeit entgegen.

„Ah“, sagte er lächelnd. „Welches Vergnügen bereiten Sie mir mit Ihrem Besuche, Herr Großmann!“

„Wenn der Dachs nicht heraus will, muß man ihn in seinem Baue aufsuchen“, entgegnete der alte Herr nach herzlicher Begrüßung lachend. „Da Sie sich förmlich vergraben, mußte ich mich heute auf den Weg machen. Unser Töchterchen ließ mir keine Ruhe mehr.“

Sie werden Ihre Freude an Edith haben, dem Prachtmädel - - na, werden sich ja heute Abend überzeugen können - - a propos - die Einladung von meinem Schwager haben Sie doch erhalten?“

„Gewiß! Ich danke Ihnen. Aber ich wollte noch nicht zu Gesellschaften gehen.“

„Warum nicht gar!“, rief Großmann bestürzt. „Dies ist ja doch keine Gesellschaft. Wir sind ganz unter uns. Unbedingt müssen Sie kommen. Es nehmen nur einige Bekannte Teil!“

„Ich will sehen - - -“

„Nein! Nichts da! Nicht erst sehen wollen. Keine Ausrede. Bestimmt müssen Sie kommen. Sie würden sonst

unserer Edith den ganzen Abend verderben. Das Kind freut sich schon darauf. Können Sie so grausam sein?“

„Nun denn, ich werde kommen!“, entschied sich Dr. Schwarz endlich zögernd.

„Wir können Ihnen nicht genug danken, daß Sie uns dies Mädchen überlassen haben, Doktorchen“, versicherte der Besucher, lächelnd die Hände reibend, während sein Gesicht vor Glück strahlte. „Edith verwöhnt uns richtig und scheint sich nie trennen zu wollen; denn sie hat zum Leidwesen meiner Frau schon manchen Korb ausgeteilt. Hihihi!“

„Ja, ja! Edith zählt jetzt Zwanzig Jahre“, sagte der Doktor sinnend. „Die Zeit vergeht. Sie war schon damals halb erblüht. Aus Ihren Briefen ersah ich, daß sie sich schnell an unsere Verhältnisse gewöhnt hat?“

„Überraschend schnell“, bestätigte Großmann. „Das Kind ist eine Dame geworden. Aber *Sie* haben sich in den langen Jahren gar nicht verändert, Doktorchen. Sie sehen noch eben so jung aus.“

„Sehr schmeichelhaft“, quittierte Dr. Schwarz mit ironischer Verbeugung. „Doch das ändert leider nichts an der Tatsache, daß ich unterdessen sechs Jahre älter geworden bin. Aber Ihrer Gattin geht es doch auch gut?“

„Ausgezeichnet! Ich danke Ihnen und bin glücklich, den Meinen auch von Ihrem Wohlbefinden berichten zu können. Wir befürchteten, Sie etwas überanstrengt zu finden.“

Großmann war bei diesen Worten aufgestanden und fuhr fort:

„Leider muß ich mich des Vergnügens jetzt berauben, noch länger bei Ihnen zu verweilen; denn ein junger Arzt, welcher uns von Kairo aus hierher begleitet hat und auch wieder mit dahin zurückkehren wird, hat sich für elf Uhr bei mir angemeldet.“

„Ah, so reisen Sie mit Begleitung zurück?“

„Ja. Dieser Herr ist ein Verehrer Edith's“, lachte Großmann. „Der Hartnäckigste von Allen, aber auch der Schüchternste.“

„Er hat sich also noch keinen Korb geholt?“, fragte Dr. Schwarz mit erzwungenem Lächeln, aber auffälligem Interesse.

„Mr. Santow hat sich noch gar nicht erklärt“, entgegnete Großmann und setzte hinzu:

„Wäre aber eine ganz famose Partie und der junge Mann mir, offen gestanden der liebste von den Bewerbern. Sie werden ihn ja heute Abend kennen lernen.“

„Hat er Chancen?“

Fast rauh kam diese Frage von den Lippen des Doktors, so daß Großmann ihn erstaunt ansah.

Dieser hatte sich überhaupt schon über das Wesen seines Freundes verwundert. Der sonst so gewandte Weltreisende kam ihm heute recht eigenartig vor.

„Chancen?“, wiederholte Großmann die Frage. „Ja und nein. Wie ich ihnen sagte, wird niemand aus dem Mädchen klug. Ich bemerkte nur, daß mir der junge Mann willkommen wäre.“

„Wie alt ist er denn?“

„Sechszwanzig!“

„Dann dürfte er allerdings passen“, lachte Dr. Schwarz.

Das Lachen klang aber so hart, daß Großmann ganz verwirrt wurde.

Er konnte aus seinem jüngeren Freunde nicht klug werden und verließ bald darauf kopfschüttelnd dessen Haus. -

Dr. Schwarz aber saß an seinem Schreibtische, ärgerlich über Großmann, ärgerlich über sich selbst und über die ganze Welt.

„Also heute noch soll ich sie sehen, von Anderen umschwärmt“, sagte er leise vor sich hin. „Wie werde ich sie wieder finden?“ - - -

Hell erleuchtet waren am Abend die Räume der Villa des Geheimen Justizrates Waldner, als Dr. Schwarz derselben zuschritt.

Er hatte den Weg von der Wohnung aus zu Fuß zurückgelegt; denn seiner Meinung nach war ihm gerade heute die frische Abendluft sehr dienlich, da seine Stirne sich glühend heiß anfühlte.

Schon befand er sich in dem zur Villa gehörenden Garten, aber noch zögerte sein Fuß, ehe er in den Lichtkreis des Einganges trat.

Die Augen überflogen nochmals prüfend die Fensterreihen.

Eine unerklärliche Erregung bemächtigte sich seiner.

Doch gewaltsam unterdrückte er dieses Gefühl und betrat anscheinend äußerst ruhig die Villa.

Als der Hausherr ihn bald darauf in das Empfangszimmer führte, fand er schon einen großen Kreis versammelt. Man hatte nur noch auf sein Erscheinen gewartet und sofort bildete eine Anzahl ihm wenig oder gar nicht bekannter Personen einen Kreis um ihn, um möglichst den Genuß interessanter Reiseerzählungen zu haben.

Zerstreut und gleichgiltig waren seine Antworten.

Der Blick schweifte suchend im Zimmer umher um dann fragend auf dem verschmitzt lächelnden Gesichte Großmanns haften zu bleiben.

Da tönte plötzlich hinter ihm eine melodische Stimme, deren weicher Klang seinen Herzschlag einen Augenblick stocken ließ:

„Guten Abend, lieber Herr Doktor!

Endlich, endlich der vor sechs Jahren versprochene Besuch!“

Edith! Sie war es. Schon bei dem ersten Klange ihrer süßen Stimme wußte er es.

Edith! Welche er lange Jahre hindurch geflohen war.

Ohne daß er es wollte, fühlte er in der Erinnerung den brennenden Kuß wieder auf seinen Lippen, welchen ihm die halberschlossene Mädchenknospe vor sechs Jahren gegeben hatte und diese machte ihn, den gewandten Weltmann, verwirrt, befangen.

Als er sich nun wendend dem Mädchen gegenüber stand, war er wie geblendet von deren Schönheit.

So strahlend, so anmutig, war sie ihm auch in seinen kühnsten Träumen nicht erschienen.

Nein, nun wurde es ihm klar: Er konnte durfte nicht wagen, seine Hand nach dieser jugendlichen Schönheit auszustrecken.

Edith wäre schließlich fähig gewesen, ihm die ihre aus Dankbarkeit nicht zu versagen.

Nein und abermals nein!

Er mußte seinem Herzen für immer Schweigen gebieten.

Der Jugend allein gehörte die Jugend. Dem Alter blieb das Alter.

Dieser Entschluß, so gewaltigen Kampf er auch kostete, gab ihm seine Ruhe wieder.

Mit herzlicher Freundlichkeit drückte er dem Mädchen die Hand.

„In diesem Augenblick bereue ich aufrichtig, nicht früher gekommen zu sein“, sagte er mit Wärme.

Es entspann sich eine lebhaft Unterhaltung zwischen den Beiden und Dr. Schwarz führte Edith zu Tische.

Letztere hatte dies für so selbstverständlich gehalten, daß sie schnell des Doktors Arm ergriff, als sie bemerkte, wie sich Santow näherte.

Dr. Schwarz freute sich darüber wie ein Kind und war der denkbar lustigste Gesellschafter.

Bei Tische erspähte Edith plötzlich die Spange an seinem linken Arme.

Schon lange hatte sie heimlich darnach geforscht. Dem scharfen Blicke des Doktors was dies nicht entgangen.

Da leuchtete es freudig in den schwarzen Augen Edith's auf. Sie neigte sich zu ihm hinüber und flüsterte:

„Sie haben mich also nicht vergessen?“

„Wie könnte ich?!“

In diesen drei Worten, noch vielmehr aber in dem Ausdrucke derselben lag eine Welt von Verzweiflung, Schmerz und Entsagung.

Edith schwieg befangen.

„Ich glaubte, Sie würden mich schon längst in das Reich der Fabeln zählen“, sagte er nach einer längeren Pause.

Groß schaute ihn das Mädchen an.

Es zuckte leise um ihre Mundwinkel, als sie gedämpft erwiderte:

„Halten Sie mich für so undankbar?“

Dr. Schwarz stutzte.

Er sah nicht den warmen Blick, welcher aus ihren Augen sprach, deutlicher als alle Worte, der mehr verriet, als er zu hoffen wagte.

Er hörte nur das Wort „undankbar“!

Dankbarkeit also war es nur, was diese Freundlichkeit einbrachte. Nichts als Dankbarkeit.

Aber hatte er denn mehr gehofft?

Mußten denn diese unsinnigen Gedanken, dieses Verlangen, welches er seit Jahren bekämpfte, immer und immer wieder in ihm auftauchen?

Hinweg damit!

Jetzt würde er auch verzichten haben, wenn sein Alter dem ihren angemessen wäre.

Aus Dankbarkeit hätte sie ihm nie angehören dürfen.

„Doch wozu sich mit solchen Gedanken quälen? Edith wird ja doch nie die Meine.“, sagte er sich mit stiller Wehmut.

Eine leichte Mißstimmung machte ihn eine Zeit lang einsilbiger.

Bald aber unterdrückte er diese Anwendung. An diesem Abende sollte das Zusammensein nicht getrübt werden.

Freilich, wenn sein Blick auf das Gesicht des gegenüberstehenden Santow fiel, flog eine Wolke des Unmutes über die Stirne.

Die widerstreitendsten Gefühle bewegten seine Brust.

Santow selbst war ihm äußerst sympathisch, wenn derselbe nur nicht um Edith werben würde.

Und doch beherrschte ihn nur der eine Gedanke, für den er alles opfern wollte:

Edith glücklich zu wissen! - -

Dr. schwarz war der erste, welcher sich an diesem Abende verabschiedete.

Als er dann wieder in seiner Wohnung stand und die Armspange ablegte, drückte er dieselbe an seine Lippen und murmelte seufzend, wie um sich selbst zu wappnen:

„Ja, nur der Jugend gehört die Jugend - - dem Alter das Alter. Ich werde entsagen!“

Die Rubinenaugen der Schlange glitzerten und funkelten, als ob sie zornig aufblitzten bei diesen Worten. Sie hatten beim Scheine des Lichtes einen fast dämonischen Glanz.

Unverwandt starrte Dr. Schwarz darauf nieder. Wollten sie ihn warnen, seinen törichtten Entschluß auszuführen? - - -



Hell und freundlich strahlte am anderen Tage die Sonne in das Zimmer, in welchem Dr. Schwarz beim Frühstück saß.

In dessen Herzen sah es durchaus nicht so sonnig aus.

Seine Nachtruhe war durch böse Träume ver-
scheucht worden, unter denen die Schlange mit den
Rubinaugen die größte Rolle gespielt hatte.

Diese war lebendig geworden, mehr und mehr ange-
wachsen, bis zu unheimlicher Größe, und hatte sich end-
lich wütend auf ihn gestürzt.

Geisterhafte Stimmen schienen aus der Luft gerufen
zu haben:

„Entsage der Liebe nicht! Zertritt nicht Dein Glück!“
Noch jetzt klang es ihm in den Ohren.

In Schweiß gebadet, mit schmerzdem Kopfe war
er endlich erwacht.

Unter der üblen Nachwirkung dieser Träume stand
er noch, als ihm Santow gemeldet wurde.

Überrascht sprang er auf.

„Mr. Santow ? Jetzt?“

Ein Blick nach der Uhr belehrte ihn allerdings, daß
der Arzt nicht zu ungewöhnlicher Zeit kam.

Es war schon ziemlich spät.

Erst wollte er den Besucher abweisen, besann sich
aber dann anders und betrat den Salon. Zu seinem
Erstaunen wartete hier nicht nur Santow, sondern auch
Großmann.

„Sie sind gewiß überrascht durch unseren Überfall,
lieber Doktor“, scherzte Großmann. „Ist Ihnen der gest-
rige Abend gut bekommen?“

„O ich danke. Gar nicht übel. Ihnen doch auch, meine
Herren?“

„Gewiß!“, versicherte Großmann.

Nach einer kurzen Pause fuhr er etwas verlegen fort:

„Doktorchen, wir nehmen in einer eigenen Sache un-
sere Zuflucht zu Ihnen und möchten eine Bitte vor-
tragen, deren Erfüllung mir einen Stein vom Herzen
wälzen würde.“

Dem Doktor wurde etwas schwül bei dieser fast schüchternen Anrede. Namentlich als er in das feierliche Gesicht des jungen Arztes sah.

Hatte dieser etwa schon das Jawort erhalten?

Er fühlte unbewußt, daß ihm in den nächsten Minuten ein recht bitterer Kelch gereicht werden würde.

Nun gut. Und wenn er diesen bis auf den letzten Tropfen leeren müßte - man sollte ihn als Mann finden. Er würde keine Schwäche zeigen.

„Mein lieber Freund“, war daher seine ruhige Antwort, „liegt die Erfüllung in meiner Macht, so ist ihnen die Bitte schon im Voraus gewährt.“

„Das ist mir angenehm zu hören“, sagte Großmann erfreut, welcher anscheinend vergebens nach Worten gesucht hatte. „Da will ich auch ohne Verzug beichten.

Mr. Santow hat mir gestern seine Liebe zu Edith offenbart. Nun ist er aber seiner Sache bei Letzterer noch nicht sicher und möchte lieber noch länger mit der offenen Werbung warten, als sich schließlich jetzt durch einen Korb jede fernere Möglichkeit abzuschneiden.“

Dr. Schwarz hatte ruhig zugehört, nur die etwas gepreßten Atemzüge zeugten von seiner inneren Bewegung.

Fragend sah er bald auf Santow, bald auf Großmann, als Letzterer schwieg.

Nach kurzer Pause begann dieser wieder:

„Hm - ja - was ich nun eigentlich sagen wollte - der Grund unseres Kommens - oder vielmehr meine Bitte betrifft - na also - kurz heraus gesagt - Sie sollten uns helfen!“

„Ich helfen? Inwiefern?“, fragte Dr. Schwarz erstaunt.

Großmann wurde immer verlegener.

„Ja - wenn ich mich nur gleich richtig ausdrücken könnte, um Ihnen meine Bitte verständlich zu machen - also - hm - ja - -“.

Hier räusperte er sich und blieb in seiner Rede stecken.

Santow kam ihm zu Hilfe.

„Herr Großmann war der Ansicht, da ich Fräulein Edith nicht fragen möchte, um eine Absage zu vermeiden, er selbst aber das Fräulein nicht beeinflussen will, so ----“

„So möchte *ich* dies tun?“, platzte Dr. Schwarz dazwischen. „Nicht? So meinten Sie doch?“

Verblüfft schauten ihn beide an.

„Nun ja, lieber Freund!“, suchte Großmann zu besänftigen. „Dies sollte allerdings meine Bitte sein, da Edith so viel Wert auf Ihre Meinung legt, und Sie doch so zu sagen der zweite Vater zu ihr sind.“

Wie ein Peitschenhieb traf den Doktor das gutgemeinte Wort „Vater“.

„Vater!“, lachte er heiser. „Vater! Ja, ja. Sie haben es getroffen, das ist der richtige Ausdruck!“

Die beiden Besucher hörten nicht den Schmerz heraus, der unter diesem Lachen sich verbarg.

Sie deuteten letzteres zu ihren Gunsten.

„Wir bitten natürlich nicht darum, daß Sie den Freier machen sollen, sondern nur etwas sondieren – na – Sie wissen schon – etwas in väterlicher Weise mit ihr über die Zukunft sprechen. Ich will es nicht gern tun – sieht aus, als ob ich sie beeinflussen wollte. An Ihnen hängt sie ja auch mit großer Dankbarkeit und wird sich gerade deshalb auch gewiß frei aussprechen.“

Großmann rieb sich bei diesen Worten immer noch verlegen die Hände und machte ein Gesicht, an welchem man sah, daß er in Zweifel war, ob er lachen oder ernst bleiben sollte.

Es schien ihm nicht recht behaglich zu sein. Um seine Lippen lag ein leichtes Lächeln, während die Augen noch etwas befangen und forschend auf den Doktor blickten.

Die Züge desselben waren wie aus Stein gemeißelt. Nichts verriet den gewaltigen Sturm, der in ihm tobte.

Die Bittenden wußten ja nichts von seiner Liebe, sie ahnten ja nicht, wie weh sie ihm taten.

„Sprechen Sie nicht von Dankbarkeit“, sagte er bitter, fast rauh. „Das ist für einen empfindenden Menschen eine Beleidigung.“

Was ist Dankbarkeit?

Der dankbare Mensch ist nichts als ein Sklave, den man sich durch eine gute Tat erkauft hat.

Wo hört bei diesem die eingebildete moralische Pflicht auf und wo beginnt die Triebfeder des freien Willens?

Ist die Voraussetzung von Dankbarkeit nicht schlimmer als Wucher? Ist sie nicht verdecktes Sklavenwesen?“

Betreten schauten die Besucher bei diesen Ausführungen vor sich nieder.

„Hm, hm“, räusperte sich Großmann in seiner üblichen Weise und fuhr mit seinem Seidentuche über die Stirne.

„Dankbarkeit ist aber doch eine schöne Tugend und von jeher als solche besungen worden“, sagte er fast schüchtern.

Um den Mund des Doktors legte sich ein fremder, kalter Zug.

„Gewiß!“, antwortete er in etwas ruhigerem Tone. „Es ist für den Spender der Dankbarkeit ein erhebendes Gefühl, sobald es freiwillig geschieht. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß es denjenigen herabsetzt, der sich damit überschütten läßt.“

Dr. Schwarz unterbrach hier seinen Gedankengang und wandte sich plötzlich direkt an den jungen Arzt.

„Sie glauben Edith von ganzem Herzen zu lieben? Es ist nicht nur ein Rausch?“

„Ich glaube es nicht nur sondern ich weiß es ganz gewiß!“, war dessen prompte Antwort.

Fest und offen begegnete er dabei dem forschenden Blicke des Fragenden. Das Aufleuchten seiner Augen und der warme Klang der Stimme gaben Zeugnis von der Wahrheit seiner Worte.

„Dann Gott befohlen meine Herren! Ich werde bei Gelegenheit mit ihr sprechen. Doch missverstehen Sie mich nicht. Nur zu erforschen ist meine Absicht. Nicht ein Wort wird dabei zu Gunsten dieser Verbindung fallen. Und auch dies geschieht nur im Interesse Ediths.“

Mit diesen Worten verabschiedete der Doktor die beiden Herren, um der Qual endlich ein Ende zu machen.

Düster vor sich hinstarrend, blieb er zurück.

„Vater!“, rief er bitter, leidenschaftlich. „Ja, dieser Titel steht mir besser als Liebhaber und Freier! Vater! Hahaha!“

Wild, schneidend, wie sich selbst verhöhrend, klang sein Lachen durch die stillen Räume. - -



VIII.

„Lieber Doktor! Würden Sie uns das Vergnügen machen, sich heute Nachmittag einem kleinen Ausfluge nach der Friedensburg anzuschließen? Da wir in drei Tagen nach Kairo zurück fahren, kommen Sie doch sicherlich! Mit freundschaftlichem Gruße Ihr

Großmann.

Dieses Billet fand Dr. Schwarz wenige Tage nach dem Besuche der Herren Großmann und Santow auf seinem Schreibtische, als er von einem kurzen Vormittags-Ausgange zurückkehrte.

In den letzten Tagen hatte sich bei ihm etwas Nervosität geltend gemacht – seine gewohnte Ruhe war verloren gegangen.

Er setzte sich nach dem Lesen der Zeilen, stützte den Kopf in die linke Hand und trommelte mit der Rechten auf die polierte Platte seines Schreibtisches, während die Fußspitzen taktmäßig auf und nieder wippten.

Dann sprang er in die Höhe, ging einige Male im Zimmer mit auf dem Rücken gekreuzten Händen umher, setzte sich wieder und griff zur Feder. Flüchtig flog dieselbe über die Rückseite einer seiner Besuchskarten.

„Lieber Freund! Trotzdem ich mit Arbeit überhäuft bin, werden Sie nicht vergebens auf mein Erscheinen rechnen brauchen. Ich komme! Allerdings erst später. Auf der Friedensburg können Sie mich erwarten.

Mit freundschaftlichem Gruße an Sie und Ihre Familie Ihr

Dr. Schwarz.

Es war als ob eine Last von seiner Brust sich wälzte nach Fertigstellung der Antwort, so atmete er auf.

Auf ein Schellenzeichen erschien der Diener.

„Tragen Sie dies Billet sofort zu Herrn Großmann. Die Villa des Herrn Justizrats Waldner ist Ihnen doch bekannt?“

„Gewiß, Herr Doktor!“

„Nun gut. So eilen Sie.“

Dr. Schwarz versuchte nach dem Weggange des Dieners zu arbeiten. Es wollte nicht gehen.

Kaum war mit vieler Mühe eine halbe Seite geschrieben, so machte ein energischer, unwilliger Federzug die Arbeit wieder ungiltig.

Nach dem Mittagessen ging es nicht besser.

Stunde auf Stunde verfloß. Die Zeit zur Abfahrt rückte heran.

Auf dem Schreibtische lagen eine große Anzahl beschriebene Papiere, welche alle wieder durchgestrichen waren.

„Tut nichts!“, murmelte Dr. Schwarz, die Arbeiten vernichtend. „Ich wollte ja durch das spätere Fahren nur die Zeit des Zusammenseins abkürzen.“

Er mußte sich beeilen, nach der Bahn zu kommen.

Bei der kurzen Fahrt saß ihm ein recht ungleiches Paar gegenüber.

Aus dem Gespräche ging hervor, daß es Ehegatten waren.

Ehegatten - und welch ein Altersunterschied!

Der Mann mit stark ergrautem, gelichteten Haare und strengem, fast hartem Gesichtsausdruck.

Die Frau dagegen eine lebenslustige, junge Blondine.

Konnten Beide glücklich sein?

Es schien so. Jedes war zufrieden in dem Besitze des Anderen.

Dr. Schwarz wurde nachdenklich.

So bedeutend war der Unterschied zwischen Edith und ihm noch lange nicht.

Wenn Edith doch Liebe empfand? Liebe, ohne daß Dankbarkeit mitsprach?

Dann, ja dann - - -

Wieder sah er die beiden Mitreisenden an, wie sie still Hand in Hand saßen. Wie das sonnige Lächeln der

Frau einen milderen Schein auf das Gesicht des Mannes zauberte.

Ediths Gestalt – Ediths Augen tauchten im Geiste vor ihm auf - - - und vorbei war es wieder mit all seinen Vör-sätzen, all seinen vernünftigen Gründen.

Leise Hoffnung regte sich in ihm.

Verschiedene Bilder mahnten daran, daß die Möglichkeit einer Liebe nicht ausgeschlossen sei.

Noch einmal fiel sein Blick beim Aussteigen auf das zurückbleibende Paar, dann schritt er rüstig vorwärts und murmelte kurz vor dem Betreten der Friedensburg entschlossen:

„Ich werde doch mit ihr sprechen. Heute noch! Dabei erfahre ich sicherlich, ob sie mich liebt oder nicht. Wenn ja - - - dann - - wird sie mein Weib!“

Er sprach nicht mehr, aber das Aufleuchten seiner Augen und ein stilles Lächeln verriet, mit was sich seine Gedanken beschäftigten. –

Eifrig winkte Großmann dem Ankommenden entgegen.

Die kleine Gesellschaft saß auf der Terrasse und genoß von hier den herrlichen Ausblick auf die am Fuße des Berges sich ausbreitende Lößnitz, deren Häuser zwischen dem frischen Grün so freundlich hervorragten, als seien sie den Spielsachen eines Kindes entnommen und geschmackvoll hier aufgestellt.

Das silberne Band der vorbeifließenden Elbe begrenzte das prächtige Tal, während die an dem anderen Ufer wieder sanft ansteigenden, bewaldeten Hügel freundlich herüberzuwinken schienen.

„Ah, Doktorchen! Das freut mich. Wußte es ja, daß Sie kommen würden.“

„Das war doch heute selbstverständlich, wo Sie in einigen Tagen wieder abreisen wollen“, entgegnete Dr. Schwarz fast heiter, die Anwesenden begrüßend. „Denn wer weiß, wenn wir uns dann wieder sehen.“

Wenn es allerdings so lange dauert, wie das letzte Mal, so kann sich schon vieles verändert haben. Was geschieht nicht alles in sechs Jahren!“, sagte Frau Großmann, ihm freundlich zunickend. „Hoffentlich sehen wir Sie diesmal früher.“

„Ist alles möglich“, war seine mit verstecktem Lächeln gegebene Antwort. „Vielleicht bald - - oder gar nicht!“

„Na, na!“, fiel Großmann ein. „Das „gar nicht“ wollen wir hübsch bei Seite lassen und lieber das „bald“ annehmen – aber hier ist Platz, Doktor! Setzen Sie sich doch zu mir.“

Zuvorkommend stellte er einen Stuhl neben den seinen und nötigte den Doktor zum Niederlassen.

„Aus Ihren Äußerungen ist zu entnehmen, daß Sie eine neue Reise nicht für ausgeschlossen halten, Herr Doktor?“, fragte Waldner.

„Gewiß nicht. Der Reisetrieb liegt mir im Blute. Ich bin fähig, mich von heute auf morgen für eine neue Reise zu entschließen.“

„Wenn unser Freund unterdessen nicht einmal in den Hafen der Ehe einläuft. Ein derartiger Fall würde die Sache wohl ändern“, rief Großmann scherzend.

Dr. Schwarz lächelte gezwungen.

„Das ist sehr fraglich. Außerdem bin ich über diese Zeit schon einen großen Teil hinaus.“

„Wie?“, widersprach Waldner. „Sie darüber hinaus? Ein Mann in den besten Jahren. Sie scherzen!“

„Durchaus nicht. Ich fühle mich zwar noch jung, aber – offen gesagt, ein Mädchen an mich zu ketten von dem Alter, wie ich es wünschte und wählen würde, halte ich für unrecht.“

„Aber Doktor! Sie, ein vielgereister Mann und so engherzig“, zürnte Frau Großmann. „Wie manches Mädchen würde durch Ihre Wahl beglückt sein.“

Vielleicht aber diejenige nicht, auf welche die Wahl fällt. Wollen wir dies lieber dem Zufalle überlassen“, lenkte Dr. Schwarz ab.

„Wo nur Edith bleibt?“, fragte Großmann besorgt seine Gattin. „Das Kind wird sich doch nicht verirrt haben?“

„Nein, nein“, entgegnete diese. „Santow ist ja auch bei ihr.“

„Hier verirrt man sich nicht so leicht“, beruhigte auch Waldner.

Ein Schatten war über die Stirne des Doktors geflogen, als er hörte, daß Edith mit Santow im Walde sei.

Aber nur einen Moment; denn sein Gesicht klärte sich sofort wieder auf, als ihm Großmann zurief:

„Edith wollte Ihnen ein Stück entgegen gehen!“

„Mir?“, fragte er erfreut, während leichtes Rot in seine Wangen stieg.

„Ihnen! Gewiß!“, nickte Großmann bestätigend. Edith wandelte unterdessen an Santows Seite auf schattigen Waldwegen.

Mit Entzücken sog sie die würzige Luft des Nadelwaldes ein.

Ihre Fröhlichkeit hatte in der letzten Zeit sehr nachgelassen und die Stimmung wurde von Tag zu Tag gedrückter, je näher die Abreise kam.

Santow bemerkte dies wohl und eine innere Unruhe quälte ihn. Er fühlte, daß seine stille Werbung keinerlei Fortschritte zeigte. Oder wollte sie ihm dies nur verbergen?

Wohl deuchte es ihm zu Zeiten, daß ein Strahl wärmenden Empfindens aus ihren Augen sprach, daß er ihr um Vieles näher gerückt schien. Doch nur, um bald wieder überzeugt von diesem Irrtume zu sein. –

„Ach, wie schön ist es hier!“

Bewundernd blieb Edith stehen.

Bei einer Biegung des Pfades bot sich ihnen unvermittelt ein lieblicher Anblick.

Triumphierend blitzte es in den Augen des Forschers auf.

Sollte es Liebe sein, was Edith hierzu veranlaßte?

„Ich werde sie suchen“, sagte er aufstehend.

„Bleiben Sie doch! Bleiben Sie! Das ist ja nicht nötig!“

Von allen Seiten schallten die Rufe.

Aber umsonst.

Er hörte schon nicht mehr – oder wollte es nicht hören.

Seine Gestalt verschwand bereits um die Ecke des Gebäudes. ---

Edith wandelte unterdessen an Santows Seite auf schattigen Waldwegen.

Mit Entzücken sog sie die würzige Luft des Nadelwaldes ein.

Ihre Fröhlichkeit hatte in der letzten Zeit sehr nachgelassen und die Stimmung wurde von Tag zu Tag gedrückter, je näher die Abreise kam.

Santow bemerkte dies wohl und eine innere Unruhe quälte ihn. Er fühlte, daß seine stille Werbung keinerlei Fortschritte zeigte. Oder wollte sie ihm dies nur verbergen?

Wohl deuchte es ihm zu Zeiten, daß ein Strahl wärmeren Empfindens aus ihren Augen sprach, daß er ihr um Vieles näher gerückt schien. Doch nur, um bald wieder überzeugt von diesem Irrtume zu sein. –

„Ach, wie schön ist es hier!“

Bewundernd blieb Edith stehen.

Bei einer Biegung des Pfades bot sich ihnen unvermittelt ein lieblicher Anblick.

„Hier möchte ich einige Minuten verweilen“, sagte Edith, sich auf eine zum Ruhen einladende Bank niederlassend. „Nur kurze Zeit; denn ich fürchte, wir haben Dr. Schwarz verfehlt.“

Träumend ruhte ihr Blick auf der reizenden Ebene, welche sich zu ihren Füßen ausbreitete.

Der dichtbewaldete Bergabhang senkte sich nur wenige Schritte von der Bank ziemlich steil hinab.

Eine kleine Schlucht zu ihrer Rechten trennte die Hügelkette und ließ die Höhe auf der anderen Seite fast senkrecht aufsteigen, während auf der Spitze derselben ein geschmackvoll gebautes Schlösschen tronte.

Still und friedlich lagen im Tale die freundlichen Ortschaften da.

Ein langer Personenzug schlängelte sich durch grüne Fluren. Hell und lustig tönnten die Glocken der elektrischen Straßenbahn aus der Tiefe herauf.

Ganz im Hintergrunde glänzte der Spiegel der Elbe, in deren Wasser sich die Sonne zu baden schien.

Langsam glitten weiße Dampfer auf der ruhigen Fläche dahin.

Sinnend lehnte sich Edith zurück und lauschte dem Gezwitscher der Vögel, welche ihr Spiel in den leise rauschenden Wipfeln der Bäume trieben.

Jubilierend schwang sich eine Lerche in den azurblauen Äther und schmetterte ihr Liedchen aus der kleinen befiederten Brust, als könne dieselbe all die Lust und Freude nicht mehr allein beherbergen.

„Welch ein Stückchen Erde!“, sagte Edith leise. Wie zum Ruhem geschaffen!“

Auch Santow war hingerissen von dem Zauber.

Erst nach langer Zeit antwortete er ebenso leise:

„Und doch möchte ich mein Kairo nicht missen.“

„Ja, auch dort ist es schön - - und doch so ganz anders.“

„Es ist die Heimat, welche uns dahin zurückzieht“, sagte Santow.

„Heimat?!“

Sinnend schaute Edith in die Ferne. Sehnsucht sprach aus ihren Zügen.

War es eine Frage? War es unbestimmtes, verlangendes Sehnen, was ihr dies Wort auf die Lippen trieb?

Wo weilten ihre Gedanken?

Glockentöne drangen jetzt von verschiedenen Seiten zu ihnen herauf - - - das Abendläuten!

Rein und klar, in schöner Harmonie, schwebten die feierlichen Klänge empor. Getragen von der milden Luft des sich dem Ende zuneigenden Tages.

Ein erhebender Augenblick.

Keines der Beiden wagte zu sprechen.

Endlich, nachdem das Geläute schon lange verklungen war, richtete sich Edith auf.

„Wir müssen zurück“, sagte sie ruhig.

Eine ernste Weihe lag über ihrem Wesen.

Plötzlich stieß sie einen unterdrückten Schrei aus.

Der Schirm war ihrer Hand entfallen und einige Meter den Abhang hinuntergerutscht. Bestürzt blickte sie demselben nach.

„Fürchten Sie nichts“, lachte Santow, froh, eine andere Stimmung herbeiführen zu können. Ich hole den Ausreißer.“

„Sie könnten Schaden nehmen“, rief Edith ängstlich.

„Bleiben Sie da!“

„Unbesorgt!“, gab der Arzt fröhlich zurück und turnte gewandt hinab.

„Ich habe ihn schon!“, rief er gleich darauf vergnügt aus der Tiefe und begann, sich wieder empor zu arbeiten.

Einmal schrie Edith erschreckt auf, als Santow plötzlich ein kleines Stück zurückglitt.

Dieser aber lachte lustig.

Wäre er doch für einen besorgten Blick aus ihren Augen den ganzen Berg hinabgerutscht.

Edith sorgte sich um ihn!

Ein Wonnegefühl durchströmte seine Adern und übermütig stieß er einen hellen Jauchzer aus.

Schon war er bald oben und nahm ohne Rücksicht auf seine Kleider die Kniee zu Hilfe, da streckte ihm Edith ihre kleine Hand entgegen, welche von ihm fest ergriffen wurde.

Endlich war die Höhe erreicht.

Aber Santow kniete noch immer, hielt noch immer die Hand Ediths in der seinen. Dankend für ihre Hilfe drückte er vor dem Aufstehen einen leichten Kuß auf ihre schlanken Finger.

Da fiel ein Schatten über den Weg.

Mit leisem Schrei zog Edith ihre Hand zurück und schaute sich errötend um.

Mitten auf dem Wege stand bei der Biegung desselben ein Mann, dessen Näherkommen durch das Geräusch des Aufkletterns nicht gehört worden war.

Das Jauchzen Santows hatte ihm den Weg gezeigt.

Jetzt schaute er mit wehmütigem Ausdrücke auf die Gruppe und murmelte schmerzlich: „Also doch. Ich muß entsagen!“

Es war - - - Dr. Schwarz.



Mehr als eine Stunde schon saßen Edith und Dr. Schwarz am Nachmittage des anderen Tages in der Wohnung des Letzteren gegenüber.

Edith wollte Abschied nehmen.

Das Gespräch begann etwas schleppend zu werden und stockte zuweilen.

Dr. Schwarz wurde ernster und ernster, Edith immer befangener. Sie konnten das rechte Wort des Abschieds nicht finden.

Anscheinend nebenbei bemerkte Dr. Schwarz:

„Sie werden ja allgemein umschwärmt, Edith, wie ich oft gesehen habe. Ich würde diese Zeit Ihres Hierseins jedenfalls von manchem der jungen Herren zu allen Teufeln gewünscht.“

Er wollte scherzen, aber vergeblich war seine Mühe, einen leichten Ton anzuschlagen.

Edith lächelte gutmütig.

„Dies wird wohl allen Mädchen in meinem Alter so gehen.“

„Und ist die Liebe noch nicht in das viel bestürmte Herzchen eingezogen?“, suchte er zu necken, trotzdem ihm jedes Wort in sein eigenes Herz schnitt.

In Ediths Augen leuchtete es auf.

Der Doktor bemerkte es wohl.

„Also doch!“, dachte er, während ein bitteres Gefühl in ihm aufstieg.

Edith aber schien seine Gedanken zu erraten und fragte leise:

Wenn es so wäre, würden Sie dies so sehr bedauern?“

Dr. Schwarz unterdrückte erst seine Bewegung, welche ihm förmlich die Sprache rauben wollte, ehe er antworten konnte.

Einige Male setzte er an, aber es wollte nicht heraus.

Endlich sagte er doch:

„Nein, im Gegenteil. Ich möchte Sie gewiß gern glücklich wissen!“

Wieder leuchtete es geheimnisvoll in den schwarzen Augen Ediths auf.

„Darf ich mir eine indiskrete Frage erlauben?“, sagte der Doktor in gedämpftem Tone.

„Bitte!“

„Ist es Santow?“

Edith antwortete nicht, aber ihre Wangen färbten sich tiefer und sie senkte den Kopf, während ihre Brust heftig arbeitete.

„Er ist es also wirklich!“, sagte sich Dr. Schwarz, während er im Herzen einen jähen Schmerz empfand.

Mühsam nur konnte er seine Fassung bewahren.

Zögernd, tonlos kam es endlich von seinen Lippen:

„Wenn Santow es ist, so bin ich wenigstens beruhigt; denn ich glaube, daß er Sie aufrichtig liebt.“

Jetzt schaute Edith auf.

„Und Sie – Sie können mir diese Verbindung anraten?“

Sie sprach schnell. Ihre Worte überstürzten sich. Ein eigentümliches Zucken ging über ihr Gesicht.

„Wenn Sie ihn lieben - - ja“, entgegnete Dr. Schwarz dumpf.

Diese Unterhaltung bereitete ihm unsägliche Qualen. Darum fuhr er hastig fort, ohne zu bemerken, daß Edith einen Schein bleicher geworden war:

„Ich will hoffen, daß Sie recht, recht glücklich werden! Wir werden uns wohl nicht gleich wieder sehen.“

Edith schien ihn nicht zu hören, sie starrte unausgesetzt vor sich nieder. Ein heftiger Kampf schien in ihrer Brust zu toben.

Der Doktor sprach weiter, nur um die beängstigende, drückende Stille zu unterbrechen, mehr zu sich selbst als zu Edith, mit müder schleppender Stimme:

„Ich werde wieder weite, große Reisen unternehmen um Vergessen, ja Vergessen zu finden.“

Tonlos wie eine Träumende fragte Edith:

„Reisen? Vergessen? Warum?“

„Weil ich eine unglückliche Liebe in meinem Herzen trage!“, war die dumpfe Antwort.

Edith zuckte bei diesen Worten zusammen. Ihre linke Hand fuhr nach dem Herzen, als fühle sie dort heftigen Schmerz. Alle Farbe war aus ihrem Gesichte gewichen.

Wie entgeistert starrte sie ihr Gegenüber mit flackernden Augen an, welche sich weit geöffnet hatten.

Dr. Schwarz bemerkte dies alles nicht.

Traurig blickte er vor sich nieder. Seine Augen trübte ein verräterisches Naß, was er nicht sehen lassen wollte.

„Eine – unglückliche – Liebe?“, stammelte Edith.

„Ja!“

Der Doktor nickte wehmütig und fuhr fort:

„Schon seit Jahren.“

„Und das Mädchen?“

Gepreßt kam diese Frage über Ediths Lippen.

„Ist für mich verloren!“

Wie ein Hauch war die Antwort. Und doch lag ein herber, entsagender Schmerz darin.

Da - - was war das für ein Laut, der durch das Gemach zitterte?

Es klang wie das Aufstöhnen eines zum Tode verwundeten Herzens.

Wer hatte ihn ausgestoßen?

War es Edith, die in sich zusammengesunken auf dem Sessel saß? Oder der Doktor, der immer noch vor sich hinstarrte?

Plötzlich hatte sich Edith aufgerichtet.

Ihr Gesicht zeigte einen entschlossenen Ausdruck. In den Augen aber lag ein düsteres Flackern.

Sie trugen kürzlich die Armspange, Herr Doktor?“

Hart, metallisch klang ihre Stimme.

Dieser bejahte.

Mechanisch holte Dr. Schwarz die Spange und reichte sie dem Mädchen.

Teuflisch grinsend, höhnisch schienen ihm die Rubinaugen entgegen zu leuchten.

Edith legte sich den Schmuck wie spielend um den Arm.

Dr. Schwarz aber war wieder auf seinem Sessel zusammengesunken.

Wollte sie das Andenken wieder haben?

Da - - ein schriller, wilder Schrei hallte durch das Zimmer.

Verstört blickte er auf.

Klirrend fiel in dem Augenblicke die Spange vor seine Füße.

Edith aber war aufgesprungen. Hochaufgerichtet stand sie mit glühenden Wangen und fieberhaft glänzenden Augen vor ihm.

Plötzlich fühlte er sich krampfhaft umschlungen.

Zwei heiße, zuckende Lippen preßten sich auf seinen Mund, und stammelnd wurden ihm die Worte in arabischer Sprache ins Ohr geflüstert:

„Nicht Santow, - auch keinen Anderen - sondern nur - Dich habe ich geliebt! Nur bei - Dir wäre ich - glücklich gewesen! Nur Du konntest mir - eine Heimat - bieten! An Deiner Brust - hätte ich sie - gefunden!“

Dann riß sie sich los und rief leidenschaftlich:

„Und Du willst mich kühl einem anderen zu eigen geben? Trägst Liebe zu einer Anderen im Herzen? Das - das ertrage - ich nicht!“

Keuchend kamen die letzten Worte hervor.

Die ganze Glut des indischen Blutes schien in ihr plötzlich entfacht zu sein.

Doch schnell, wie ein tobendes Unwetter der Tropen, ging dieser Ausbruch vorüber.

Dann sank sie aufstöhnend in ihren Sessel.

Dr. Schwarz aber hatte bei diesem unerwarteten Bekenntnis einen Blick in den Himmel getan.

Als ob ein Schleier vor ihren Augen zerrissen wäre, so klar leuchtete ihm plötzlich die Zukunft entgegen.

Die Brust dehnte sich, als ob sie sprengen wollte. Ein Jubelruf rang sich aus seiner Kehle und aufjauchzend schloß er das Mädchen in seine Arme und sank dann, überwältigt von seinen Gefühlen, an ihrer Seite auf die Kniee.

„Edith! Liebe, kleine, süße Edith!“, jubelte er. Du bist es ja, die ich liebe seit sechs Jahren, wo ich Dich fand. Du bist es, wegen der ich Vergessenheit suchte, weil ich mich für zu alt hielt, um noch um Dich werben zu können! Doch was fragt Liebe nach Alter, was fragt sie

nach Geld? O Edith! Mein Liebling! Wie glücklich hast Du mich mit Deinen Worten gemacht“

Das schöne Mädchen sah staunend, ungläubig auf das vor ihr knieende, jubelnde, große Kind.

Ein sonniger Schein huschte über ihr Gesicht.

Aber nur einen Moment, dann machte er dem Ausdrucke höchster Angst und Verzweiflung Platz.

Ihre Lippen bewegten sich, als wollte sie sprechen. Aber kein Laut kam hervor.

„Was hast Du mein Kind? Ist Dir nicht wohl!“, fragte Dr. Schwarz besorgt.

Endlich rang sich ein gellender Schrei von ihren bebenden Lippen.

So qualvoll, so anklagend, daß dem Doktor unwillkürlich ein Schauer über den Rücken ging.

Es schien, als ob eine bis in's Tiefste aufgerührte Seele die körperliche Hülle sprengen wollte und ihrem Schmerze durch den Schrei Luft verschaffte.

Verzweifelt rief sie, während ihr Körper wie im Schüttelfrost bebte:

„Warum - warum hast - Du mir dies nicht früher gesagt? O wie glücklich wäre ich geworden! Jetzt ist es - zu spät!“

Müde sank ihr kopf zurück. Unterdrücktes Schluchzen erschütterte die Brust.

Dr. Schwarz starrte sie entsetzt an.

Grauen sprach aus seinen Augen. Grauen vor der Antwort, als er angstvoll fragte:

„Kind! Liebste! Sprich doch! Erkläre mir!“

Einige Minuten herrschte banges Schweigen, nur die schweren Atemzüge Beider waren hörbar.

Dann neigte sie sich wieder zu ihm und sagte leise, fast scheu nach der am Boden liegenden Spange deutend:

„Siehst Du jene Schlange dort? Siehst Du, wie ihre Augen dämonisch funkeln? Sie birgt ein Geheimnis!“

Der Kopf ist hohl, gefüllt mit jenem indischen Gifte, welches erst nach Stunden wirkt, gegen das es aber kein Mittel gibt.

Drückt man auf das rechte Auge der Schlange, so schießt eine hohle Nadel der Zunge gleich aus dem Rachen und führt das Gift in den Körper!

Es sollte mich einst vor meinen Feinden schützen.

Schon einmal hat die Spange ihre Wirkung getan – an dem Beduinen, welcher mich entführen wollte. Kurz vor dem Sturze gelang es mir, ihm die Wunde beizubringen.

Schon einmal hatte ich selbst die Spange in der Hand – an jenem Tage, wo Scheich Ali mich gewaltsam von Dir trennen wollte – Die Nadel hätte den Tod in meine Adern geführt, sobald Du meinen Blicken entschwunden warst. Schon damals wollte ich ein Leben ohne Dich nicht tragen.

Bis jetzt hoffte ich! Doch als sich vorhin in mir die Überzeugung Bahn brach, daß Du mir für immer verloren seiest – so – benützte ich dieses Geheimnis!“

„Edith!“

Mit diesem Aufschrei unterbrach Dr. Schwarz, welcher bis dahin wie gebannt gelauscht hatte, ihre Rede und barg stöhnend sein Gesicht in ihren Schooß.

Zärtlich strich sie mit der Hand über sein Haar, während Träne um Träne auf dasselbe niederfiel, und fuhr leise fort:

„Dich verlieren bedeutet für mich mehr als der Tod und – so wählte ich Letzteren.“

Müde lehnte sie sich wieder zurück.

Dr. Schwarz aber fuhr empor. Entsetzt blickte er das von ihm so heiß geliebte Mädchen an und rief mit vor Aufregung heiserer Stimme:

„Edith! Liebste! So grausam kann das Schicksal nicht sein! Es muß doch Rettung geben!“

Bitteres Lächeln irrte um ihren kleinen, bleichen Mund.

Traurig schüttelte sie das Köpfchen bei der leisen
Antwort:

„Gieb Dir keine Mühe. Ich weiß - es ist - zu - spät!“



IV.

Elsa hatte nach dem Lesen des Manuskriptes ein unruhige Nacht.

Wirre Traumbilder umgaukelten ihren Geist.

Die Figuren der Erzählung wurden lebendig. Sie selbst fühlte all den Schmerz, die Freude, dann die bittere, dumpfe Verzweiflung des als Dr. Schwarz genannten Weltreisenden.

Die Leidenschaft der Araberin schien auch ihr Blut entfacht zu haben.

Ruhelos wälzte sie sich auf dem Lager. Erst gegen Morgen kann eine tiefe Ermattung über sie, die einen traumlosen Schlaf mit sich brachte, aus welchem sie mit schwerem Kopfe ziemlich spät aufwachte.

Als sie dann in ihres Onkels Arbeitszimmer trat, um die Papiere zurückzugeben, saß dieser bereits am Schreibtische.

Sein ungewöhnlich blasses Aussehen zeugte davon, daß auch er wenig oder gar nicht geschlafen haben konnte.

Ernst und freundlich wandte er sich an Elsa, welche nach Worten suchte, die ihren Gefühlen den rechten Ausdruck zu geben vermochten:

„Hast Du gelesen mein Kind?“

Das Mädchen nickte stumm. Tränen traten in ihre Augen.

Zärtlich strich sie die Hand des Onkels und fragte leise:

„Und dieser Dr. Schwarz?“

„Bin ich!“

Langsam kam die Antwort von seinen Lippen, während er das Haupt senkte. Die Stimme hatte einen verschleierten Klang.

„Ich ahnte es, Onkel“, sagte Elsa mit warmer Teilnahme.

Als Dr. Fels schwieg, kniete sie neben ihm nieder und ließ ihrem Schmerz freien Lauf.

Tränen benetzten seine Hand, während sie flüsterte:
„Armer, guter Onkel! Wie mußt Du gelitten haben!“

Wehmütig schaute dieser auf seine Nichte, strich ihr die krausen Löckchen aus der jugendlichen Stirne und sagte weich:

„Habe Dank für Deine Liebe mein Kind. Begehrst Du noch die Spange?“

Stumm wehrte Elsa ab.

Sie warf einen scheuen, fast ängstlichen Seitenblick nach der Armspange, deren Silber sich scharf von dem blauen Sammet abhob, auf welchem sie ruhte.

Ein Strahl der Morgensonne zitterte durch das Zimmer.

Er ließ den Leib der Schlange glitzern und gleißen. Unter dem Spiele des Lichtes schien derselbe Feuer zu bekommen, während die Rubinaugen geheimnisvoll in düsterem Feuer aufleuchteten. –



Amrita.

I.

„Brindisi! Brindisi!“

Laut schallte dieser Ruf durch die Räume des mächtigen Schiffes, welches in den Hafen der italienischen Stadt eingelaufen war.

Tiefes Dunkel herrschte rings umher. An den Planken des Dampfers plätscherte und gurgelte das Wasser, welches eine unheimlich schwarze Farbe diese Nacht zeigte; denn weder Mond noch Sterne spiegelten sich wie sonst darin ab, da der Himmel noch von schweren Wolkenmassen verhüllt war, - Überreste des Gewitters, welches am Tage mit außergewöhnlicher Stärke gewütet hatte.

Die Passagiere, welche schlaftrunken aus den Kajüten und dem Zwischendecke kamen, konnten etwas erzählen von überstandenen Schrecken. In ihren Gesichtern sah man noch deutlich die Spuren ausgestandener Angst.

„Erst einhalb zwei Uhr!“, rief gähnend ein untersetzter, dicker Herr einem seiner Mitfahrenden zu. „Ich lege mich nochmals schlafen. Fahre so wie so bis Venedig.“

„Wie lange bleibt das Schiff hier?“, fragte ein Anderer den an ihm vorüberschreitenden Deckoffizier.

„Bis Abend zehn Uhr!“, lautete die kurze Antwort.

„Den ganzen Tag also?“

Der Offizier nickte nur und ging weiter.

Allmählich entwickelte sich reges Leben an Deck. Die Kontrolle der Pässe fand statt; denn der Dampfer kam von Konstantinopel über Piräus.

In langen Reihen standen die Reisenden des Zwischendecks aufgestellt und lebhaft schwirrten Fragen und Antworten hin und her.

Nur ein junger Mann in schlichter, aber sauberer Kleidung schien alles dies nicht zu bemerken. Ruhig schaute er über Bord nach dem Ufer.

Sein Blick fiel auf eine lange Reihe dunkler Haufen, welche nebeneinander auf den Steinen dicht am Rande des Ufers lagen und sich zu bewegen begannen.

Ein Bündel dieser scheinbar alten Lumpen nach dem anderen rollte sich auf und ließ die Gestalt eines Menschen erkennen, welcher schlaftrunken emportaumelte und das plötzlich aufgetauchte Schiff anstarrte.

Es waren Italiener, welche auf einen kleinen Verdienst warteten und als Schlafstelle gleich die Steine benützten.

Ein eigentümlicher Zug legte sich um den Mund des jungen Mannes.

War es Mitleid? Oder Bitterkeit?

Langsam hob er den Blick und schaute prüfend nach dem Himmel.

Hier leuchtete jetzt ein Stern hell und klar zwischen zerrissenen Wolkenmassen hindurch.

„Ein Stern!“, murmelte er. „Mag dies eine gute Vorbedeutung sein!“

Dabei wandte er sich ab und ging die Treppe zur dritten Klasse hinab.

Fast zögernd war der Schritt. Man sah es den Bewegungen und dem Auftreten des kaum Achtundzwanzigjährigen an, daß er andere Umgebung gewöhnt sein mußte.

Sinnend blieb er vor den langen Reihen der vierfach übereinander angebrachten eisernen Lagerstellen stehen, deren jede mit einem Strohsack versehen war und warf sich endlich mißmutig auf einen derselben.

Lange lag er und starrte nach der den Raum erhellenden elektrischen Lampe. Endlich aber übermannete ihn der Schlaf und erst am hellen Tage erwachte er wieder.

Es war eigentlich ein Geräusch von Stimmen, welches ihn aus dem Schlummer riß. Gedämpft klangen dieselben zu ihm herüber.

Er schlug die Augen auf, ohne jedoch seine Stellung zu verändern und bemerkte in der ihm gegenüber befindlichen Ecke eine Gruppe von sechs stämmigen, gut gekleideten Italienern, welche prächtige türkische Stickereien an ihrem Körper zu verbergen suchten.

Geraume Zeit konnte er dieses Gebahren beobachten, bis sich plötzlich einer der finsternen Gesellen umwandte und seinen Gefährten etwas zuraunte, woraufhin alle Sechs drohend nach dem Beobachtenden starrten.

Endlich löste sich ein langer, baumstarker Mensch, anscheinend der Wortführer, von der Gruppe und trat auf den Liegenden zu.

Gutes war es nicht, was aus seinen Blicken leuchtete, das erkannte der junge Mann sofort.

Gleichgiltig aber ließ er den Italiener an sein Lager herankommen. Furcht schien ihm fremd zu sein; denn er hielt es nicht einmal für nötig, aufzustehen, sondern blieb ruhig liegen.

Aber ehe der Mensch ein Wort sprechen konnte, winkte er diesem gebietend mit der Hand Schweigen zu. Dies geschah mit solch ruhiger Sicherheit, ohne jede Spur einer Selbstüberhebung, daß der Italiener einen großen Teil seiner drohenden Haltung einbüßte.

„Ihr könnt nicht alles unterbringen, wie ich sehe. Ich werde Euch helfen!“

Ruhig, als ob nichts Ungewöhnliches in seinem Vorschlage zu erblicken wäre, richtete sich der Liegende während des Sprechens auf:

Nur mühsam unterdrückte er ein Lächeln, als sich bei seinen Worten eine kaum wiederzugebende Verblüffung auf den Gesichtern sämtlicher Italiener malte.

Ohne jedoch eine Antwort abzuwarten, sprang er von seinem Lager auf und trat zu den Leuten.

Er beachtete nicht, daß ihm bei der Bewegung sein Paß aus der Tasche gefallen und von dem Führer schnell aufgehoben worden war.

Letzterer sah nach dem Namen, und ein Lächeln der Befriedigung huschte über sein immer noch finsternes Gesicht, als er las:

„Rolf Sachs, Schriftsteller.“

Dann reichte er diesem mit höflicher Verbeugung das Papier.

Rolf dankte kurz und rief:

„Nun voran, Ihr Leute! Unterrichtet mich. Oder mißtraut Ihr?“

Forschend und scharf sah er alle der Reihe nach an.

Die Musterung schien ihn jedoch befriedigt zu haben; denn ohne Weiteres legte er Rock und Weste ab, zog dafür ein gesticktes türkisches Jäckchen an, um welches er noch ein reizendes Schürzchen wand und verdeckte alles wieder mit seinen Kleidungsstücken.

Nur noch ein goldgesticktes Damenkäppi blieb übrig.

Kurz entschlossen nahm er auch dieses und barg es in der Höhlung seines weichen Hutes.

„Nun kann es losgehen! Was weiter?“

Lächelnd sah er bei diesen Worten den Führer an.

Sprachlos hatten die Schmuggler bisher seinem Beginn zugesehen. Jetzt aber heiterten sich ihre Mienen auf.

„Haben sie nur die Güte, sich mir anzuschließen, mein Herr!“, sagte der nicht unbedeutende Intelligenz verratende Führer.

Dann wandte es sich zu seinen Leuten:

„Verlaßt paarweise in genügenden Zwischenräumen von den verschiedenen Laufplanken das Schiff. Schlagt aber jeder eine andere Richtung nach der Stadt ein, verabschiedet Euch direkt bei den Posten. Dann treffen wir uns am bewußten Orte.“

Nach freundlichem Abschiedsgruße stieg er die Treppe hinauf an Deck.

Rolf folge ihm. Er war gespannt, wie sich alles abwickeln würde.

Von Deck aus führten zwei Planken nach dem Ufer. An jeder derselben stand eine Wache, welche die vom Schiff gehenden Personen scharf beobachteten.

Rolf empfand doch etwas Schwüle, als er sich diesem Posten näherte.

Wenn man ihn jetzt ertappte? War er in seiner Wißbegier nicht zu weit gegangen?

Kein Mensch würde ihm glauben, wenn er angab, nur aus dem Verlangen sich beteiligt zu haben, das Treiben der Schmuggler kennen zu lernen.

Und doch hatte er, einer Laune folgend, die dritte Kajüte des italienischen Dampfers „Venezia“ benützt, um Studien zu machen, deshalb war auch seine Kleidung dementsprechend gewählt.

Die Schmuggleraffäre kam ihm zwar unverhofft, aber doch sehr erwünscht.

Jetzt standen Beide direkt vor dem Posten. Rolf fühlte an der aufsteigenden Wärme, daß seine Wangen sich allmählich röteten, als der forschende Blick des Wächters auf ihm ruhte. Energisch drückte er diese Anwandlung nieder und blieb sogar stehen, um dessen Bewaffnung mit Interesse zu mustern.

Auch der Führer machte eine lächelnde Bemerkung zu dem Wachhabenden, unterhielt sich einen Augenblick mit diesem und schlenderte dann gemächlich einer der Hauptstraßen zu.

Rolf schritt ihm zur Seite und leise lachend erklärte der Italiener:

„Ich bin heute früh schon mehrmals vom Schiffe gegangen, um die Stadt zu besuchen. Dem Posten fällt es daher nicht ein, mich anzuhalten.“

Sorglos wanderten Beide nach einem inmitten der Stadt gelegenen Weinkeller und traten hier ein.

Rolf beobachtete scharf. Ihm entging nicht, daß sein Begleiter dem Wirt ein Zeichen gab und dieser nach einer Türe deutete.

Der Führer durchquerte den ersten Raum und schritt direkt durch die bezeichnete Türe in ein separates, ziemlich abgeschlossenes Zimmer.

Rolf betrat dasselbe unmittelbar darnach.

Vergnügt rieb sich der Italiener die Hände.

„Wir sind die Ersten“, rief er. „Machen Sie es sich bequem. Wollen nur vorerst unser Zeug ablegen.“

Dabei brachte er alle möglichen Kostbarkeiten unter seinen Kleidern hervor und bereitete dieselben auf dem Tische aus.

Auch Rolf entledigte sich der geschmuggelten Ware.

In dem Augenblicke traten schon wieder zwei der Schmuggler herein. Einer nach dem anderen kam. Bis nach Verlauf einer Stunde alle beisammen waren, während vor ihnen auf dem Tische ein ganzer Berg Stickereien lag.

Dabei wurde auf Kosten des Führers getrunken und gegessen nach Herzenslust.

Plötzlich ließ sich vor der Türe silberhelles Lachen vernehmen und die Sekunde darauf stand unter dem Eingange ein bildschönes junges Mädchen.

Rolfs Blicke hingen wie gebannt an der schlanken Gestalt, welche von den Männern freudig, aber sehr achtungsvoll begrüßt wurde.

In tändelndem Übermute probierte sie ein Stück nach dem anderen, und es war wirklich ein reizendes Bild, als Annita, so wurde die Schöne genannt, in einem reichgestickten, türkischen Jäckchen und eben solchem Käppi sich neckisch in den Hüften wiegend und knixend und ein Liedchen trällernd vor den Männern auf und ab tänzelte.

Rolf konnte den Blick nicht abwenden.

Hingerissen von dem Zauber, der von dem Mädchen ausging, murmelte er:

„Wie graziös! Wahrlich, das schönste Mädchen, was ich je gesehen.“

Waren seine Worte zu laut gewesen? Ober übte der starre Blick seiner Augen eine geheimnisvolle Wirkung aus – kurz – Annita sah in dem Momente auf ihn und tiefere Glut färbte ihre frischen Wangen, während sie sekundenlang erschrocken innehielt.

„Ein Fremder?“, sagte sie halblaut, einen fragenden Blick auf den soeben mit einer Menge Cartons eintretenden Wirt, ihrem Vater, richtend.

An dessen Stelle antwortete jedoch beruhigend der Führer:

„Ein Fremder zwar, aber er ist uns freundlich gesinnt und hat uns unterstützt.“

Forschen sah sie in die braunen Augen Rolf's. dann fragte sie zögernd, zweifelnd:

„Er hat mit – mit - - -?“

Rolf, den es bei ihrem Blicke heiß und kalt überlief, hatte die leise gesprochenen Worte wohl gehört und erwiderte munter:

„Er hat mit geschmuggelt, wertes Fräulein, gewiß!“

Erschreckt sah Annita in Rolf's lachendes Gesicht. Ihre Frage war nicht für seine Ohren bestimmt gewesen.

Dann aber mischte sich wieder Zweifel in den Ausdruck ihrer schwarzen Augen. Rolf bemerkte es wohl, deshalb fügte er gleich erklärend hinzu:

Ich tat es nur aus Langer Weile, oder sagen wir besser aus Lust am Abenteuerlichen!“

Bei diesen Worten glitt ein verständnisvolles Lächeln über ihr reizendes Gesicht, sie nickte ihm dankend zu, blieb aber trotzdem etwas befangen und legte die phantastischen Stücke wieder ab.

Die Schmuggler verpackten die Waren in die vom Wirte gelieferten Cartons und adressierten dieselben nach Bari.

„Meine Adresse!“, lachte der Führer, zu Rolf gewandt. „Wir fahren bis Bari, und wenn dort beim Aussteigen unser Gepäck durchgesehen wird, findet sich natürlich

nichts Verzollbares vor. Hier aber denkt niemand daran, da unsere Fahrkarten bis Bari lauten.“

Leise und verschmitzt lachte er in sich hinein, während die dunklen Augen vergnügt blitzten.

Rolf aber saß gedankenvoll da.

Seine Blicke folgten immer der ab - und zugehenden Annita, welche auch ihrerseits, halb geschmeichelt durch diese offenkundige Bewunderung des Fremden, halb aus Wohlgefallen an demselben, oft verstohlen zu ihm hinsah, und jedesmal färbte Purpurglut ihre Wangen, wenn Beider Augen sich trafen.

Sie bemerkten bei diesem Spiele nicht, daß ein drittes Augenpaar scharf jede ihrer Mienen beobachtete, daß der jüngste der Schmuggler krampfhaft die Faust unter dem Tische ballte, daß es in seinen dunklen Pupillen leidenschaftlich zuckte und zuweilen jäh aufloderte, wenn er einen der Blicke auffing, welche Annita dem Fremden zuwarf.

„Heda, Wirt!“, rief Rolf in diesem Augenblicke, als Annita einmal den Raum verlassen hatte.

Er schien einen Entschluß gefaßt zu haben.

Der Gerufene eilte herbei.

„Könnte ich bei Ihnen einige Wochen wohnen?“, fragte Rolf. „Haben Sie ein Zimmer für mich?“

Überrascht schaute der Wirt auf.

Auch die Schmuggler sahen den Fragenden verwundert an.

„Wollten Sie nicht bis Venezia?“, sagte der Führer.

„Ich wollte, ja!“, bestätigte Rolf. „Aber ich kann ebensogut hier bleiben. Mich erwartet niemand. Meine Studien kann ich auch hier machen.“

Der Wirt kraulte sich verlegen hinter den Ohren.

„Möglich zu machen wäre es schon“, entgegnete er „aber es macht Umstände und - und - hm“, forschend betrachtete er die schlichte Kleidung des Deutschen.

Rolf verstand wohl den Blick und lächelnd zog er eine mit Gold gefüllte Börse.

Indem er dieselbe dem Wirte unter die Augen hielt, wiederholte er seine Frage und setzte hinzu:

Für die Umstände, welche Sie haben, werde ich Sie schon entschädigen.“

Der Italiener zögerte nicht mehr.

Er rief dem soeben eintretenden Mädchen zu:

„Annita, der Herr wird einige Wochen bei uns wohnen, richte ihm eins unserer Zimmer ein!“

Hell leuchtete es in Annita's schönen Augen auf, welche sie groß auf Rolf gerichtet hielt.

Röte wechselte mit Blässe auf ihrem lieblichen Gesichte, aber sie sagte nichts. Mit zustimmendem Neigen des Kopfes verließ sie die Gaststube, um dem Wunsche ihres Vaters nachzukommen.

Rolf stand auf und verabschiedete sich, um sein Gepäck vom Schiffe holen zu lassen. Auch die Schmuggler verließen nach und nach das Haus, um nach dem Dampfer zurückzukehren.

Als letzter ging der Jüngste von ihnen, ein kräftiger hübscher Bursche und in seinem Aussehen der echte Sohn Italiens.

Lange strich er um das Haus herum.

Endlich hatte er Annita wieder erspäht und eilte hinein.

Er traf die aus dem ersten Stocke Kommend noch auf der halbdunklen Treppe.

Erschrocken trat das Mädchen einen Schritt zurück.

„Beppo! Du noch hier?“, rief sie halblaut und erstaunt.

Beppo's Augen glühten, als er jetzt dicht vor dem schönen Mädchen stand. Schwer arbeitete seine Brust, der heiße Atem streifte ihre Wange, während er sich zu ihr neigte und flüsternd hervorstieß:

„Annita Du – weißt, daß ich Dich liebe. Schon – lange - betrachte ich Dich - als meine Braut! Wirst Du - diesem Fremden - aus dem Wege gehen?!“

Krampfhaft umspannte seine Hand den Arm des Mädchens.

Diese hatte ihre Fassung wieder gewonnen und entgegnete halb beschwichtigend, halb ärgerlich:

„Beppo, Du weißt nicht, was Du redest! Kann ich nicht tun und lassen, was mir gefällt!?“

Unwillig machte sie sich mit heftigem Rucke los und entfloh wieder die Treppe hinauf.

Dann tönte noch ein überlegenes Lachen von oben herunter, dem das Zuschlagen einer Türe folgte.

Beppo lehnte sich an die Wand.

„Annita!“, kam es zwischen den zusammengepreßten Lippen hervor.

Nur dies eine Wort.

Aber darin lag eine solche Fülle wilder Leidenschaft, daß dem soeben zurückkehrenden Rolf, welcher den Ruf hörte, ein leichter Schauer überlief.

Einen Augenblick standen die Männer einander gegenüber, stumm, doch ihre Blicke führten eine deutliche Sprache.

Dann stürmte Beppo an Rolf vorüber ins Freie. - - -



II.

Einer jener herrlichen Abende war angebrochen, an welche Diejenigen so gern zurückdenken, die Italien jemals bereist haben.

Ungefähr eine Stunde von Brindisi entfernt, auf einer kleinen Anhöhe, saß inmitten blühender Gebüsche ein liebendes Paar Hand in Hand und schaute hinaus auf das weite Meer, welches sich vor den entzückten Blicken ausbreitete und in den Strahlen der untergehenden Sonne glänzte und gleißte wie flüssiges Silber.

„Willst Du auch wirklich zurückkehren?“, fragte zagend das junge, blühende Mädchen.

„Gewiß, mein Lieb!“, tröstete der Angesprochene mit weicher Stimme.

„Wollen wir nicht noch vor Deiner Abreise mit meinem Vater sprechen?“, begann das Mädchen nach einer kleinen Pause wieder, und fuhr eindringlicher fort:

„Rolf, mein lieber Rolf, tue mir doch diesen Gefallen!“

Bittend sah sie ihm in die Augen und drückte warm seine Hand.

„Annita, kleine Närrin!“, lachte dieser etwas gezwungen. „Zweifelst Du denn daran, daß ich Dich lieb behalten werde?“

„Nein, o nein“, rief Annita innig, „ich zweifle nicht an Deiner Liebe, aber denke - - -“

„Dann gieb Dich nur die Wochen noch zufrieden“, fiel Rolf schnell ein, dem dieses Gespräch peinlich zu sein schien. „Denke doch daran, daß ich nur drei Wochen da sein wollte und daraus schon bald drei Monate geworden sind. Ist dies nicht auch ein Beweis meiner Liebe?“

Er suchte dies so logisch wie möglich vorzubringen, wich aber dabei immer dem forschenden Blicke des Mädchens aus.

Die nach einigen Wochen durch sein unermüdliches Werben ausgebrochene Leidenschaft des ihn vom ersten Tage anheimlich liebenden Mädchens hatte anfangs seine Sinne förmlich berauscht. Jetzt begann sich ein kleiner Rückschlag bemerkbar zu machen.

Er dachte etwas nüchterner über die ganze Sache nach. Der Gedanke Annita für immer sein Eigen zu nennen, war ihm noch nie gekommen.

Aber wenn er es sich recht überlegte, mußte sie seine Werbung für Ernst nehmen.

„Wollen wir nicht wieder Blumen sammeln, Annita?“, suchte er diese abzulenken von dem für ihn unerquicklichen Gespräche. „Wollen sehen, wer die schönsten findet. Noch eine halbe Stunde, dann kehren wir nach der Stadt zurück!“

Annita sah ihn mit einem langen Blicke an, dann nickte sie bestimmend und freundlich und wandte sich nach den vor ihnen liegenden üppigen, mit Gras bewachsenen, unbewaldeten Flächen.

Bei dem Umwenden bemerkte Rolf jedoch, daß eine Träne an ihren Wimpern hing.

Schnell war er bei ihr, umschlang sie zärtlich und küßte das salzige Naß von ihren Augen, dabei kosende Worte in das kleine, rosige Ohr flüsternd.

Der stille Schmerz des Mädchens schnitt ihm ins Herz.

Rolf war nicht schlecht. Nur ließ er seinen Gefühlen gar zu oft die Zügel schießen und folgte unbesonnen jederzeit den plötzlichen Regungen seines weichen Gemütes.

So hatte er es immer gehalten und – oft bereut. Dankbar sah Annita zu ihm auf. Ihr Blick sagte mehr als tausend Liebesworte.

Fest presste er das Mädchen an sich.

Da rauschte es leise hinter ihnen im Gebüsch.

Annita zuckte heftig zusammen.

„Hörtest Du nichts?“, fragte sie ängstlich.

„Nein“, entgegnete Rolf erstaunt. „Was meinst Du?“

Es war als hörte ich Schritte hinter uns“, sagte Annita.

„Nein, mein Lieb, es mag der Wind gewesen sein“, beruhigte Rolf und fügte scherzend hinzu:

„Vielleicht auch irgend ein armer Teufel, der uns um unsere Liebe beneidet.“

Dann wandte er sich und suchte einen geeigneten Platz zum Pflücken der Blumen, denjenigen, wo sie gestanden hatten, Annita überlassend.

Diese war bei seiner letzten Bemerkung wieder unwillkürlich zusammengefahren, begann aber nun, emsig Blumen zu sammeln, wie um ihre Gedanken zu verscheuchen.

Rolf entfernte sich suchend immer mehr von ihr, und bald konnte er sie nicht mehr sehen, da ein niederes Gestrüpp den Ausblick begrenzte.

Sinnend blieb er hier stehen und murmelte halblaut:

„Arme, kleine Annita! Wirst Du mich vergessen können?“

Seufzend ließ er sich auf einen Stein nieder und fuhr im Selbstgespräche fort:

„Wie lieb muß mich dieses Mädchen haben. – Und ich?“

Gedankenvoll strich er mit der Hand über seine Stirne.

„O doch“, sagte er dann hastig, wie um sich selbst zu beruhigen. Ich habe sie auch geliebt!“

Leise rauschten die Büsche hinter ihm.

Er hörte es nicht.

Da knackte ein dürrer Zweig.

Rolf fuhr herum und – blickte in das von Haß entstellte Gesicht Beppo's, der in drohender Haltung vor ihm stand.

Mehr überrascht als erschrocken sprang Rolf empor. Er erkannte Beppo wohl und hatte von Annita erfahren,

daß der junge Mensch diese mit einer glühenden Leidenschaft liebte, aber bisher noch kein besonderes Zeichen einer Zuneigung von ihrer Seite erhalten hatte.

„Was lauern Sie mir auf?“, fragte Rolf barsch.

Ein Blick verzehrenden Hasses traf den Fragenden.

„Du - Sie - haben - mir - Annita geraubt!“, keuchte der Italiener.

„Annita geraubt?“, fragte Rolf ironisch. „Ihnen?“

„Ja - mir!“, entgegnete Beppo, nur mühsam seine Erregung unterdrückend.

„Ihnen?!“, wiederholte Rolf nochmals, diesmal aber drohend und trat einen Schritt gegen den Italiener vor.

„Sagen Sie mir doch“, fuhr er dann eisig fort, „haben Sie Annita jemals besessen?“

Diese Ruhe verfehlte ihren Eindruck nicht auf den heißblütigen Sohn des Südens.

Seine Blicke wurden unsicher und suchten den Boden. Diese Frage verwirrte ihn augenscheinlich.

„Annita sollte bald meine Braut werden!“, stieß er endlich hervor.

„*Sollte* es werden!“, sagte Rolf scharf. Aber *war* es noch nicht! Mit welchem Rechte machen Sie mir einen Vorwurf?“

Die Antwort blieb diesmal lange aus. Dann sagte er knirschend:

„Meine Liebe giebt mir das Recht hierzu!“

Da schlug plötzlich, unvermittelt, seine Stimmung um.

Er der vor wenigen Minuten in seinem Hasse, seiner Leidenschaft fähig gewesen wäre, einen Mord zu begehen, gebärdete sich jetzt wie ein Kind.

Schluchzend sank er vor Rolf nieder und flehte verzweiflungsvoll:

„Lassen Sie ab von ihr! Geben Sie mir Annita zurück!“

„Aber Annita liebt mich“, entgegnete Rolf. Wollen Sie dieselbe denn nicht glücklich wissen? Wirkliche Liebe

kann entsagen, um den Gegenstand seiner Gefühle glücklich zu machen.“

„Ich *kann* aber nicht entsagen“, rief Beppo wild. „Wenn ich liebe, muß ich auch besitzen!“

Rolf wurde von Mitleid erfaßt für den armen Burschen. In freundlichem Tone fragte er:

„Sie haben Annita sehr geliebt?“

„Mehr als mein Leben“, stieß Beppo leidenschaftlich hervor.

„Können Sie dieselbe glücklich machen?“

„Ich will für sie arbeiten, für sie hungern, alle Wünsche ihr erfüllen!“

„Werden Sie denn von ihr wiedergeliebt werden?“

„Wenn Sie nicht gekommen wären, Herr, sicher“, bestätigte der Italiener überzeugt. „Und wenn - - -“

Hier blitzte es plötzlich in seinen Augen auf. Ein Gedanke schien ihm zu kommen, dann fuhr er hastig, dringend fort:

„Reisen Sie ab, Herr, reisen Sie ab und kommen Sie nicht wieder zurück.“

Eine kleine Pause entstand, dann fragte Rolf halblaut, wie vor sich selbst sich scheuend:

„Und wenn ich es täte?“

Beppo sprang wie elektrisiert in die Höhe, sein Gesicht leuchtete, während er rief:

Dann machen Sie mich zum glücklichsten Menschen!“

Forschend sah Rolf den Italiener an, reichte ihm die Hand und entgegnete:

„Gut, es sei! Ich reise ab. Jetzt aber entfernen Sie sich und stören Sie uns nicht mehr!“

Ein unartikulierter Laut rang sich aus der breiten Brust Beppo's. Es war ein unterdrückter Jubelruf. Dann sprang er zurück und das Gebüsch schlug hinter ihm zusammen.

Rolf lauschte lange auf die sich entfernenden flüchtigen Schritte.

Dann sammelte er Blumen, seine Gedanken aber weilten bei der bevorstehenden Abreise.

Das Erscheinen und die Aussprache mit dem Italiener war ihm gar nicht unwillkommen gewesen, konnte er doch damit seine Gewissensbisse beschwichtigen, wenn er abreiste und vielleicht- nicht - wiederkam.

Langsam ging er zurück zu der Stelle, wo Annita seiner wartete.

Sie saß bereits wieder auf dem großen Steine.

In ihrem Schoße ruhte ein Berg voll Blumen, auch das üppige, schwarze Haar war mit solchen geschmückt.

Einen Augenblick blieb Rolf stehen und nahm das liebliche Bild in sich auf.

Gewiß er hatte Annita lieb. Und doch regte sich kein Verlangen, sie für immer zu seinem Weibe zu machen. Nein, das konnte er nicht und hatte noch nie daran gedacht.

Unwillkürlich schlich sich etwas in sein Herz, als er sich zu ihr niederbeugte und die so kindlich vertrauensvoll zu ihm aufgeschlagenen, glückstrahlenden Augen blickte.

Es war das drückende Gefühl heimlicher Selbstverachtung, das er diesen reinen, treuen Augen gegenüber empfand.

Aber nur vorübergehend.

Eine Sekunde darauf umschlang er das holde Wesen und trällerte:

„Winkt Dir ein Rosenmund,
Küß' ihn zu jeder Stund!“

Dann preßte er heiße Küsse auf ihre frischen Lippen und ließ sich an ihrer Seite nieder.

Träumerisch waren die Augen Annitas in die Ferne gerichtet.

„Dieses Wasser wird Dich morgen von mir forttragen, Geliebter“, flüsterte sie, den Arm um seinen Hals schlingend und das Köpfchen an seine Brust lehrend, während die rechte Hand nach dem flimmernden Meere deutete.

„Ja, mein Lieb“, entgegnete er ernster werdend. Ich muß morgen reisen, schon zu lange habe ich gewartet.“

Mir ist so bange, Rolf, wenn Du fort gehst“, flüsterte Annita unter Tränen und fing plötzlich heftig zu schluchzen an. Fast krampfhaft preßte sie den geliebten Mann an sich.

„Rolf, o mein Rolf!“, rief sie in Aufwallung ihrer Gefühle innig flehend. „Bitte, bitte, sprich heute noch mit meinem Vater, daß ich als Deine öffentliche Braut zurückbleibe!“

„Aber Annita, Liebling, beruhige Dich doch!“ redete Rolf zärtlich auf sie ein.

Er war tief ergriffen von dem Schmerze des Mädchens.

„Du brauchst doch an meiner Liebe nicht zu zweifeln. Warum beharrst Du nur so auf Deinem Wunsche?“

Annita, deren Köpfchen an seiner Brust lag, schaute auf. In ihren seelenvollen Augen lag ein Ausdruck, der ihn erbeben ließ.

Dann zog sie seinen Kopf zu sich hernieder und flüsterte ihm scheu, zagend einige Worte in das Ohr

Rolf fuhr zurück. Alle Farbe war aus seinem Gesichte gewichen.

„Annita!“, schrie er auf, „Du wirst Dich irren! Nein, Du *mußt* Dich irren! Das kann, das darf nicht sein!“



Lustig plaudernd saß unterdessen der Vater Annitas bei seinen Gästen, welche zahlreich versammelt waren, da sein Wein in der ganzen Stadt einen vorzüglichen Ruf genoß.

Schallendes Gelächter erfüllte den Raum, da Macri, der Wirt, die Behauptung aufgestellt hatte, daß er es an Grazie beim Tanze noch mit jedem jungen Burschen aufnehmen könne.

Alles blickte auf die Stattliche Leibesfülle des Prahlers und einer machte die Bemerkung:

„Solltest Du je einmal in die Lage kommen, Deine Beweglichkeit produzieren zu müssen, so lasse lieber Dein Töchterchen für Dich eintreten.“

„Annita!“, fiel ein Anderer schmunzelnd ein, „ja, das ist ein Prachtmädel. Nach ihrem Vater ist sie nicht.“

„Wo ist sie denn eigentlich jetzt immer?“, fragte ein Dritter. „Man sieht sie ja gar nicht mehr.“

„Laßt das Kind doch in Frieden“, lachte gutmütig der Wirt. „Annita geht viel spazieren.“

„Höre, Macri“, begann der erste Sprecher wieder, „ich würde meine Tochter nicht so viel allein mit einem Fremden lassen. Oder sollte es bald eine Heirat geben?“

„Was willst Du denn“, protestierte Macri. „Annita ist ja noch ein Kind.“

„Annita ist kein Kind mehr“, beharrte jener kopfschüttelnd. „Siehe Dich vor, Macri, lasse Dich warnen!“

„Der Fremde ist ein Ehrenmann“, rief der Wirt erzürnt werdend. Es wäre ja traurig, wenn man den Mädchen heutzutage kein unschuldiges Vergnügen mehr gönnen dürfte. Überdies weiß mein Kind, was es mir schuldig ist. Ich kann mich auf meine Tochter verlassen! – Hahaha!“ lachte er ergrimmt, den Kopf ärgerlich schüttelnd. „Lächerlich!“

Ein Stachel war doch zurückgeblieben durch die Rede seines alten Gastes.

Die Vertrauensseligkeit des stolzen Vaterherzens hatte einen argen Stoß erlitten. Mißmutig saß er eine Zeit sinnend da.

Nach und nach wurde sein Kopf röter wie in stillem Zorn. Dann sah er plötzlich einem der Gäste nach dem anderen prüfend ins Gesicht und fragte grollend:

„Wagt es überdies jemand, meiner Tochter etwas nachzusagen, so mag er es hier offen und frei tun. Heh? Liegt ein Grund vor?“

„Du darfst mich nicht mißverstehen“, begütigte der Warner. „Ich meine nur solche Fremde verstehen es manchmal, den Mädchen die Köpfe zu verdrehen und wenn sie dann wegreisen, gibt es gebrochene Herzen.“

Es ist nun einmal so, daß gerade die leichtsinnigsten Männer sich stets an die besten Mädchen heranschlingeln und größtenteils mit Erfolg.

Bei der Liebelei spielt der Mann, das Mädchen nimmt es ernst. Läßt der Liebhaber das Spielzeug fallen, so ist das Gemüt des armen Mädchens wenn nicht für immer, so doch auf lange Zeit hinaus vergiftet.

„Verstehst Du mich nun, alter Freund?“

„Ja“, nickte Macri etwas besänftigt. „Doch kannst Du Dich beruhigen. Sachs, mein Gast, reist morgen ab.“

„Er reist ab?“, rief der andere überrascht. „Für immer?“

„Das weiß ich nicht“, entgegnete achselzuckend der Wirt. „Warum fragst Du so eigentümlich?“

Der Andere schwieg.

„Nun drängte Macri.“

Zögernd kam die Antwort:

„Weil ich sicher glaubte, daß Annita diesen Mann liebt. Sie war in letzter Zeit so ernst und schweigsam und doch strahlten ihre Augen, wenn sie sich unbeachtet wähnte und träumerisch ins Leere blickte.“

Ein Schatten fiel jetzt von der Türe her auf die Sprechenden und mit einem Freudenrufe war der Wirt, welcher im Begriffe stand, eine Antwort zu geben, aufgesprungen.

„Gerasimo!“, rief er halb ungläubig, halb freudig überrascht.

Dabei starrte er den jungen, schlanken Burschen, welcher mit lachendem Gesichte soeben eingetreten war, wie einen Geist an.

Dieser strich übermütig den keck aufgedrehten, schwarzen Schnurbart, unter welchem die weißen Zähne hervorblitzten und rief lustig:

„Hallo, Väterchen! Kennst Du Deinen Jungen nicht mehr? Haben mich die vier Jahre so verändert?“

„Gerasimo, mein Sohn!“, jubelte der Wirt überglücklich und schloß den nach vierjähriger Abwesenheit Heimgekehrten zärtlich in die Arme.

Auch die anwesenden Gäste schüttelten demselben herzlich die Hand.

„Ich hatte Dich wahrhaftig noch nicht zurück-erwartet“, sagte Macri, nachdem sich der Sturm etwas gelegt hatte.

Stolz ruhten seine Augen auf dem stattlichen Sohne, welcher einige Jahre älter war als Annita.

„Es ist auch nur einem glücklichen Zufalle zu verdanken, daß ich einige Wochen früher komme.“

„Wie wir hörten, ist es Ihnen in Deutschland sehr gut gegangen?“, fragte einer der Gäste.

„Ja, ausgezeichnet!“, bestätigte Gerasimo.

Dann aber sah er sich suchend um.

„Wo ist mein Schwesterchen? Kann ich sie nicht begrüßen?“, forschte er. „Sie ist doch nicht krank?“

„Sie muß jeden Augenblick kommen“, entgegnete der Vater, während eine leise Wolke über seine Stirne flog. Gleichzeitig sandte er einen scheuen Blick nach den Gästen, als fürchte er, daß diese das unterbrochene Gespräch wieder beginnen könnten. Aber er atmete auf, als sich dieselben mit freundlichem Gruße entfernten.

„Ich hörte bei meinem Eintritte den Teil eines Gespräches, lieber Vater“, fragte Gerasimo besorgt, als er

sich mit seinem Vater allein sah. „Ich will nicht hoffen, daß sich dasselbe auf Annita, mein liebes Schwesterchen, bezog. Wie habe ich mich in der langen Zeit nach ihr gesehnt.“

Die Stirne des Vaters zog sich in Falten, als er zögernd erwiderte:

„Allerdings sollte sich dieses Gespräch zum Teil auf Annita beziehen; denn es ist seit drei Monaten ein Deutscher in meinem Hause, mit dem sie oft Ausflüge macht.“

„Was ist mit dem Fremden?“

„Derselbe ist meiner Ansicht nach ein Ehrenmann.“

„Liebt er sie?“

„Ich weiß es nicht, vermute es aber und bin überzeugt, daß Sachs, so ist sein Name, in solchem Falle noch mit mir sprechen wird.“

„Und da glauben diese Leute schon Gefahr zu wittern? Hahaha! Nein, lieber Vater, ich muß Dir recht geben. Man darf nicht allen Glauben an die Rechtschaffenheit der Menschen wegwerfen und überdies ist Annita ein Mädchen, welches sich nicht vergißt. Sie weiß auf sich zu halten. Liebt sie aber einmal, dann wird dies wohl auch mit ganzem Herzen geschehen und der Mann ihrer Wahl kann glücklich sein. Glaubst Du, daß sie diesem Fremden zugetan ist?“

„Wenn ich recht darüber nachdenke – ja! Annita ist in letzter Zeit anders als früher. Doch da kommen sie Beide“, unterbrach er sich, indem er mit der Hand ins Freie deutete, wo man Annita mit Rolf zurückkehren sah.

Gerasimo trat vor die Türe. Ihm entgingen nicht die innigen Blicke, welche Annita ihrem Begleiter zusandte.

Aber er bemerkte auch das halb verlegene Lächeln desselben und unwillkürlich wallte es heiß in ihm auf, seine Finger krampften sich zusammen, während ein banges Gefühl sein Herz beschlich und er leise murmelte:

„Wehe ihm, wenn er nur frevles Spiel mit meiner Schwester getrieben hat! Ich würde ihn zu finden wissen!“ -----



III.

Ein Jahr! Wie schnell ist es verfliegen und doch - - wie inhaltsreich kann ein solches sein.

Dies mochte auch Rolf Sachs denken, welcher mit zwei eleganten Damen im Restaurant des Palmengartens in Frankfurt a. M. ein ausgewähltes Diner beendet hatte und nun stillvergnügt eine seiner Lieblingszigarren rauchte.

„Vor einem Jahre weilte ich in Ostende und hätte nicht geahnt, daß ich um diese Zeit nun schon einen Monat verlobt sei. Nicht wahr, Mama?“

Die jüngere der Damen war es, welche sich also fragend an die Ältere wandte.

Jetzt richtete sie ihr kluges, dunkles Auge, welches so ganz zu dem ernstesten Ausdrucke ihres regelmäßig schönen Gesichtes paßte, auf den gegenüberstehenden Bräutigam.

„Wo warst Du um diese Zeit, Rolf?“, fragte sie lächelnd. „Du hast gewiß damals auch noch nicht an eine Verlobung gedacht.“

Rolf war in der Betrachtung eines Herrn versunken, welcher am Nebentische saß und ihn schon eine ganze Zeit beobachtete. Er mußte diesen Herrn mit dem gebräunten Gesichte und dem schwarzen Schnurrbarte, den lebhaften großen Augen, die fragend auf ihm ruhten, schon gesehen haben. Er mußte ihn kennen.

Da schlugen die Worte Irene Eckstein's, seiner Braut, an sein Ohr und rissen ihn aus seinem Nachdenken.

„Wie meinst Du?“, fragte er mit einem zärtlichen Blicke auf die stolze Schönheit, welche er vergötterte und der sein schwärmerisches Herz in heißer Liebe entgegen-schlug.

Als er jetzt in ihre schönen Augen schaute, aus denen ihm verheißungsvoll alles Glück entgegenleuchtete, konnte er nicht anders, als sich zu Irene hinüberzu-

neigen und einen Kuß auf ihre schlanke, kühle Hand zu pressen.

Er wußte es, die Liebe zu Irene war kein Rausch, sie würde nie wieder schwinden. Er hatte gefühlt, daß es diesmal die echte Liebe sei, welche den Gegenstand der Verehrung wie ein kleines Heiligtum ansieht.

Darum hatte er auch nicht gezögert, das Mädchen, die Tochter eines verstorbenen Großkaufmanns, welches ihn wieder liebte, zu seiner Braut zu machen.

Diese wiederholte ihre Frage:

„Wo warst Du vor einem Jahre? Dachtest Du da schon an eine Verlobung?“

„Vor einem Jahre?“, entgegnete Rolf überlegend. „Da war ich – ah – da reiste ich gerade von Italien ab!“

Wieder versank er in Sinnen.

Plötzlich aber wechselte er leicht die Farbe. Ein Bild war vor seinem geistigen Auge aufgetaucht - - Annita!

Und mit diesem Bilde auch gleichzeitig eine Erkenntnis, welche ihn erschrecken ließ.

Der Herr, welcher am Nebentische saß und ihn beobachtete, war niemand anders als Gerasimo, der Bruder Annitas!

Wie kam dieser hierher und was wollte er? Suchte er ihn?

Ein düsterer Gedanke stieg in ihm auf.

Sollte Annita - -? Doch nein, diese war jedenfalls schon längst Beppo's Frau. -

Verwirrt suchte er jetzt die Damen zu einem Rundgange durch die prächtigen Anlagen zu veranlassen.

Willig folgten ihm dieselben und Rolf atmete auf, als er bemerkte, daß der Fremde ruhig sitzen blieb.

In den Gewächshäusern, wo man sich mitten in die Tropen versetzt fühlt, traf er bei der prächtigen Palmengruppe noch einmal mit demselben zusammen.

Rolf sah ihn kommen und zögerte unwillkürlich, sich nach einem Seitengange umsehend, den er unauffällig

benützen konnte. Aber schon war es zu spät, der Herr war heran und Beide standen sich einen Moment Auge in Auge gegenüber.

Schon machte Rolf eine Bewegung nach dem Hute, um zu grüßen – da ging der Italiener weiter, fremd, kalt, als habe es sich um ein zufälliges Stehenbleiben gehandelt.

Rolf blieb zurück mit rotem Kopfe wie ein Schulbube, welcher gescholten wurde. Seine Hand bebte leise.

War es Einbildung, daß er in den dunklen Augen Gerasimo's ein drohendes etwas gelesen hatte? Oder war vielleicht alles eine Täuschung und dieser Herr gar nicht Annitas Bruder, sondern irgend ein Fremder?

„Kanntest Du diesen Herrn?“, fragte Irene den immer noch ganz verwirrt dastehenden Rolf.

„Ich – ich glaubte ihn zu kennen“, stotterte dieser verlegen, „aber ich muß mich getäuscht haben.“

„Eine Bekanntschaft von Deinen Reisen?“

„So glaubte ich.“

„Ein sehr netter Herr!“, sagte Irene.

Rolf fand dies nun ganz und gar nicht.

Verzweifelt darüber, daß er die unbestimmte Besorgnis nicht los werden konnte, rief er:

„Aber es ist ja nicht Annitas Bruder, es ist - es muß - -“

„Annitas Bruder?“, fragte Irene verwundert. „Wer ist diese Annita?“

Entsetzt starrte Rolf seine Braut an. Wie entgeistert sah er aus. Kein Tropfen Blut war mehr in seinem Gesichte. Schweiß rann ihm von der Stirne.

„Wer – wer hat Dir etwas von Annita gesagt? Woher weißt Du denn - - - - war er bei Dir?“

Besorgt blickte Irene auf ihren Bräutigam.

„Was ist Dir? Du sprichst ja ganz verwirrtes Zeug und siehst auch so blaß aus? Komm lieber Rolf, laß' uns fortgehen. Du wist Dich in letzter Zeit wahrscheinlich zu sehr angestrengt haben.“

Willig ließ sich Rolf von seiner Braut zu einer Droschke führen. Ihm war ganz entsetzlich zu Mute. - -

Am nächsten Morgen erwachte Rolf mit schmerzendem Kopfe. Es lag ein schwerer Druck auf ihm, wie die Vorahnung kommenden Unheils.

Er versuchte zu arbeiten, aber nach stundenlangem, vergeblichen Abquälen gab er es mit einem Seufzer auf und fuhr zu seiner Braut.

Diese war hochofrenet, als er ihr versicherte, sein Unwohlsein sei vorüber. Aus all ihren Worten und dem ganzen Gebaren sprach eine solche Fülle von fürsorgender Liebe, daß Rolf hingerissen wurde und alle seine trüben Gedanken vergaß.

„In drei Monaten bist Du endlich mein süßes Weib“, flüsterte er, während seine Augen mit heißer Liebe die herrliche Gestalt Irenes umfaßten. Ein Ausdruck heiteren, stillen Glückes trat auf das vornehme edle Gesicht des ernstesten Mädchens, innig schmiegte sie sich an Rolf, und ein langer Kuß gab ihm Antwort auf seine Rede.

„Freust Du Dich nicht darauf?“, fragte Rolf neckend.

„Wie kannst Du noch fragen?“ entgegnete Irene träumerisch. „Du böser Mann weißt doch ganz gut, daß dies der Inbegriff meines ganzen Glückes ist!“

„Eine kleine Hochzeitsreise machen wir natürlich auch“, plauderte Rolf lustig weiter. „Aber weißt Du, nicht gleich die erste Zeit, nicht von der Hochzeitstafel weg. Nein, nein, erst will ich mein reizendes Frauchen eine Zeit lang für mich allein haben, will nicht die schönsten Wochen meines Lebens unter fremden Leuten zubringen, mich bei Tische und den ganzen Tag von vielen profanen Blicken beobachtet wissen. Das können wir auch zwei oder drei Wochen später genießen. Meinst Du nicht, mein Lieb?“

Irene errötete tief und sagte leise:

„Ich richte mich nach Deinen Wünschen, lieber Rolf. Wenn Du ganz auf eine Reise verzichten willst, so würde es mir auch recht sein.“

„Nein“, rief Rolf protestierend. „Nicht verzichten wollen wir, sondern die Freude mußt Du mir lassen, Dir ein Stück Welt zu zeigen, welches Du noch nicht gesehen hast.“

„Und was hast Du Dir da ausgedenkt?“

„Den Orient, mein Kind!“

Ein freudiges „Ah“ kam von Irene's Lippen, während es in ihren Augen aufleuchtete.

„Damit wirst Du mir allerdings eine große Freude machen“, gab sie zu.

„Das habe ich wohl gewußt“, lächelte Rolf zufrieden bei diesen Worten, „und der Winter oder das Frühjahr ist ja so recht zu einer derartigen Reise geeignet.“

Rosige Zukunftspläne schmiedend, saßen die Liebenden noch lange zusammen, bis sich Rolf endlich losriß und in gehobener Stimmung nach seiner Wohnung zurückkehrte.

Hier vertiefte er sich wieder in seine Arbeit, welche nun flott vorwärts schritt. Die Gedanken drängten sich ihm förmlich auf, und ohne Unterbrechung flog die Feder über das Papier.

So mochte wohl eine Stunde oder mehr vergangen sein, als ihm ein Herr gemeldet wurde.

„Ich bin jetzt nicht zu sprechen“, rief er der Haushälterin zu. „Stören Sie mich nicht!“

Ohne aufzusehen arbeitete er emsig weiter.

Da ging die Türe zum zweiten Male.

Rolf blickte nicht auf, er hat gerade einen vortrefflichen Gedanken.

So verstrichen einige Minuten, als sich energisches Rauspern von dem Eingange her vernehmen ließ.

Rolf kümmerte sich nicht darum.

Erst als ein sehr vernehmliches Hüsteln hörbar wurde, schrie er wütend:

„Was wollen Sie denn nur? Ich sagte Ihnen schon, daß ich mich jetzt nicht stören lassen will. Werfen Sie den Menschen hinaus, wenn er nicht freiwillig geht!“

Wieder flog die Feder über das Papier, aber auch das Räuspern und Hüsteln traf nach wenigen Minuten in verstärktem Grade das Ohr des Schreibenden.

Dieser stampfte unwillig mit dem Fuße.

Zornig schrie er:

„Nun wird mir's aber doch zu toll! Ich werde wohl noch Herr meiner Zeit sein und mich sprechen lassen können, wenn ich will!? Ich bin doch Niemand etwas schuldig!“

„O doch!“, erwiderte in diesem Augenblicke eine volle Männerstimme.

Im nu flog die Feder aus Rolf's Händen, und ergrimmt wandte er sich nach der Türe, um dem frechen Eindringling den verdienten Empfang zu bereiten.

Aber er mußte sich fest auf den Schreibtisch stützen – die Worte erstarben ihm auf den erbleichen Lippen, als er in dem Besucher den Herrn aus dem Palmengarten erkannte.

„Doch sind Sie Jemand etwas schuldig, mein Herr!“, wiederholte dieser jetzt in einem Deutsch, welches den Ausländer verriet.

Und als keine Antwort erfolgte, fuhr er fort:

„Sie sind Rechenschaft schuldig meiner Schwester Annita!“

„Also doch!“, murmelte Rolf jetzt dumpf, während er den Kopf senkte.

Dann aber kam plötzlich eine wilde Verzweiflung über ihn. ER mußte suchen, die Sache beizulegen, ohne daß Irene etwas davon erfuhr. Denn trat letzteres ein, so war dies gleichbedeutend mit Entsagen. Und Irene aufge-

ben, nein und tausendmal nein, das konnte er nicht. Seine Liebe zu ihr wurzelte zu fest. Daher raffte er sich auf.

„Was wünschen Sie von mir?“. fragte er förmlich.

Gerasimo sah ihn finster an.

„Das können Sie noch fragen?“, sagte er verächtlich.

„Ich muß Ihnen gestehen, daß ich ihre Absicht nicht kenne“, erwiderte Rolf ausweichend.

„Nun gut“, erklärte der Italiener, „so beantworten Sie mir vorerst die eine Frage: Sind Sie verheiratet?“

„Nein!“, war Rolf's kurze Antwort.

„Also noch nicht zu spät!“, sagte Gerasimo halblaut, wie zu sich selbst

Rolf hatte es aber doch gehört und fragte schnell:

„Was meinen Sie damit?“

Ohne hierauf zu antworten, forschte Gerasimo weiter:

„Hat sich Annita Ihnen an den Hals geworfen?“

„Nein!“, gestand Rolf offen. „Aber wozu diese sonderbare Fragen?“, fügte er unwillig hinzu.

„Dieselben sind nötig“, sagte ruhig bleibend der Italiener. „Sie haben also regelrecht um ihre Liebe geworben?“

„Auch dies gebe ich zu“, rief Rolf nervös werdend. „Hören Sie endlich auf mit diesen dummen Fragen. Annita hat mir überdies das Werben nicht sehr schwer gemacht“, schloß er, gleichsam wie zu seiner Entschuldigung.

Gerasimo lächelte bitter.

„Dies ist leicht erklärlich“, sagte er, „weil Annita Sie vom ersten Tage an liebte und Ihnen vertraute. Oder hätten Sie in Ihnen einen - - hm - - hätte sie etwas anderes in Ihnen erblicken sollen als einen Ehrenmann? Wie hätte sie dann vielleicht besser getan?“

Wie Peitschenhiebe trafen Rolf diese Worte.

Was sollte, was konnte er auf diese einfachen Fragen antworten?

Nichts!

Und doch bäumte sich in ihm alles auf gegen eine so offenkundige Anschuldigung und Verachtung.

„Mein Herr!“, rief er, eigentlich nur um etwas zu sagen, „Sie suchen mich zu beleidigen.“

Der Italiener maß ihn auf diese Worte hin mit erstauntem Blicke, dann aber zuckte er geringschätzig die Achseln und entgegnete:

„Pah! Zu solchem Zwecke hätte ich mir wohl nicht die Mühe genommen, bis hierher zu kommen. Aber sagen Sie mir bitte, was Sie zu tun gedenken.“

„Was ich zu tun gedenke?“

„Nun ja“, rief Gerasimo ungeduldiger werdend. „Wir wollen nicht länger Verstecken spielen. Hören Sie mir zu. Annita weiß nichts von meinem Hiersein. Das arme Kind hat das Vertrauen zu Ihnen noch nicht verloren.“

Nach Ihrer Abreise vor einem Jahre bildeten Annita's einzige Freude die von Ihnen ankommenden Briefe. Diese waren spärlich genug und blieben zuletzt ganz aus.

„Als sie ihr Geheimnis nicht länger bewahren konnte, offenbarte sie sich unserem Vater. Es wird Ihnen doch nicht unbekannt sein was ich meine?“

Rolf wehrte ab. Der Schweiß stand ihm auf der Stirne und sein Atem ging schwer, als Gerasimo leiser fortfuhr:

Es gab eine furchtbare Scene. Mein Vater wollte zu Ihnen, aber Annita schwor bei allen Heiligen, daß Sie nicht schlecht seien, sondern sie zur Frau nehmen würden. Nur Krankheit könnte Schuld an Ihrer verzögerten Rückkehr sein.

So wartet das arme Kind, und auch heute glaubt sie noch an Ihre Treue, da sie als Unterpfand der Liebe einen prächtigen Knaben hat.“

Dem Italiener rollte eine Träne über die gebräunte Wange, als er schloß:

Ich konnte diesen Jammer nicht länger mit ansehen und fuhr hierher, wo ich Sie endlich fand. Aber meine

schlimmsten Befürchtungen sind glücklicher Weise noch nicht eingetroffen; denn ich glaubte Sie schon verheiratet.“

Eine lange Pause entstand, auch Rolf hatte Tränen im Auge. Seine schweren Atemzüge waren das einzige, was die Stille unterbrach.

Die Züge Gerasimo's hatten sich wieder verfinstert. Düster starrte er Rolf an und frug:

„Sie sind verlobt?“

„Ja!“, war dessen tonlose Antwort.

„Nun?“

Rolf schwieg.

„Welchen Weg gedenken Sie einzuschlagen?“

Wieder trat eine lange Pause ein. Endlich aber sagte Rolf:

„Ich werde Annita abfinden!“

Gerasimo zuckte zusammen. In seinen dunklen Augen loderte es auf und seine Hände ballten sich zusammen, als er heftig hervorstieß:

„Abfinden? Das wagen *Sie* mir zu sagen? Glauben sie denn, meine Schwester – *verkauft* – ihre Ehre?!“

„Mein Herr!“, fuhr er nach einiger Zeit während welcher er sich gesammelt hatte, plötzlich mit einer fast beängstigenden Ruhe fort, „Ihnen bleibt nur ein Weg.“

„Und der wäre?“

„Den Sie als Mann schon längst hätten gehen müssen!“, rief Gerasimo blitzenden Auges.

Rolf begriff. Ihm schwindelte bei dem bloßen Gedanken.

„Nein!“, schrie er mehr als er sprach, „Nein! Nie! Ich kann nicht!“

„Und warum können Sie nicht?“

„Weil ich von meiner Braut nicht lassen kann. Ich liebe sie zu sehr. Schon der Gedanke an eine Trennung könnte mich wahnsinnig machen!“

Rolf stützte verzweifelt den Kopf in die Hände.

Plötzlich hellten sich seine Züge auf. Ein Gedanke war ihm gekommen.

„Gerasimo“, sagte er ruhiger, aber doch etwas unsicher, ich bin zu jedem Opfer bereit. Bedenken Sie, daß Annita durchaus nicht so glücklich werden wird als sie vielleicht jetzt glaubt: denn wenn ich eine andere Liebe im Herzen trage, so ist es doch mehr als zweifelhaft - - na - kurz und gut - nennen Sie mir die Summe - -“

„Genug!“, fiel Gerasimo dem Sprechenden ins Wort. „Genug, ich mag nichts mehr hören. Sagen Sie mir nur das eine: Sie haben also nicht die Absicht, Annita, welche Sie umworben und betört haben, zu Ihrer Gattin zu machen? Sie wollen dem Kinde nicht Ihren Namen geben?“

Scharf und schneidend klangen Rolf diese Worte entgegen.

„Aber so begreifen Sie doch“, wandte Rolf wieder ein, „lassen Sie doch vernünftig mit sich reden - -“

„Keine Ausflüchte mehr“, unterbrach ihn der Italiener scharf. „Ja oder nein!?“

„Ich kann Irene nicht aufgeben“, stöhnte Rolf. „Nein, ich kann nicht. Gerasimo, wenn Sie je geliebt haben - - - -“

„Lassen Sie das!“, sagte der Italiener hart. „Sie fühlen nur einen kleinen Teil von dem, was meine Schwester durch Sie fühlen mußte und noch fühlt, und Sie fragten doch nichts darnach. Sie bleiben demnach bei Ihrer Äußerung, Sie wollen nicht?“

„Nein!“, stieß Rolf trotzig hervor.

„So ist es gut“, sagte der Italiener kalt. „Ich lasse Ihnen noch vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, dann - - - “

Er vollendete diesen Satz nicht, sondern schaute nur fest und drohend auf Rolf.

Dieser wurde unruhig. Er mußte wissen, was der Italiener vor hatte.

„Dann?“, fragte er. „Glauben Sie, durch das Gericht etwa mehr zu erreichen, als was ich ihnen freiwillig biete? Sie erzielen nicht die Hälfte!“

Gerasimo zuckte die Achseln.

„Gericht?“, sagte er mit einem Tone, der Rolf stutzig werden ließ. „Nein, dasselbe wäre hier wohl nicht am Platze.“

„Was dann?“, forschte Rolf, den eine bange Ahnung quälte.

„Das werden Sie noch früh genug erfahren!“, erwiderte Gerasimo mit leichter Verbeugung und war ihm nächsten Augenblick durch die Türe verschwunden.

„Gerasimo!“, rief Rolf, diesem nacheilend, um ihn zurückzuhalten und noch weiter mit ihm zu verhandeln.

Aber es war zu spät, der Italiener verschwunden.

Rolf bemächtigte sich jetzt plötzlich eine unerklärliche Angst. Er irrte von einem Zimmer in das andere und sank endlich mit einem schweren Seufzer in den Sessel vor seinem Arbeitstische.

„Mich scheint das Schicksal richtig zu verfolgen“, murmelte er. „Bin ich denn schlechter als die anderen? Handeln nicht Tausende ebenso wie ich und es kümmert sich kein Mensch darum?“

Da fiel sein Blick auf das Bild Irene's, welches auf seinem Schreibtische stand. Hastig griff er darnach, preßte es an seine Lippen und rief leidenschaftlich:

„Du bleibst mein, Irene, ich lasse Dich mir nicht entreißen!“ - - - - -



VI.

„Irene!“

Rolf schrie es verzweifelt aus und war von seinem Lager emporgefahren.

Wirr blickt er um sich. Das Herz wollte fast die Brust sprengen, so pochte es. Fiebernd jagte das Blut in seinen Adern, hämmerte es in den Schläfen und mühsam rang sich der Atem aus seiner Brust.

Als er endlich erkannte, daß er sich sitzend in seinem Bette befand und es schon ziemlich spät am Vormittag war, kam ein erlösendes „Ah“ von seinen Lippen.

„Gott sei Dank! Ich habe nur geträumt!“, flüsterte er, wieder in die Kissen zurücksinkend.

„Nur geträumt!“, sprach er halblaut weiter, indem seine Augen starr nach der Decke gerichtet waren.

„Aber ein furchtbarer Traum! Wie lebendig das Bild war, als uns Annita auf unserer Hochzeitsreise mit Irene in den Weg trat und der Irene, meiner Frau das Kind, mein Kind, entgegenhielt.“

Ein Schauer schüttelte seine Glieder bei der Erinnerung.

„Wie sie schrie, noch jetzt gellt mir's in den Ohren: „Glaube ihm nicht! Er hat mich betrogen!“ „Und wie Irene sich von mir wandte, voll Abscheu, voll Verachtung, wie sie dann strauchelte - wankte und vor meinen Augen in den Abgrund stürzte - oh - es ist entsetzlich! Wie man nur so etwas träumen kann. Irene, meine Irene!“

Seine Stimme sank zum Flüstern herab und erstarb endlich ganz. Rolf war wieder eingeschlafen.

Als er erwachte, war es schon bald Mittag. Er fühlte sich elend und wäre am liebsten ganz im Bette geblieben. Aber hastig kleidete er sich an und ging in sein Studierzimmer.

Ein bitteres Lächeln lag um seinen Mund, als er die Uhr zog.

„Noch eine halbe Stunde“, sagte er wie in stiller Ergebung, „dann ist die Gnadenfrist abgelaufen.“

„Oh, er wird pünktlich sein“, preßte er plötzlich ingrimmig zwischen den Zähnen hervor. Gleich darauf aber zeigte sich ein trotziger Zug in seinem Gesichte, als er hinzufügte:

„Immerhin, mag er kommen. Von Irene lasse ich nimmer!“

Rolf hatte recht geahnt, als er annahm, der Italiener werde pünktlich kommen; denn mit dem Glockenschlage trat dieser mit kühler Verbeugung ein.

Den von Rolf angebotenen Stuhl lehnte er dankend ab und fügte hinzu:

„Unsere Angelegenheit ist ja in wenigen Minuten erledigt. Sind Sie zu einem Resultat mit sich gekommen?“

„Ja, ich kann Ihnen heute nichts anderes als gestern sagen. Es ist aber doch für beide Teile das Beste, wenn wir uns verständigen. Mir tut ja die arme Annita von Herzen leid - - -“

„Bitte, keine leeren Redensarten“, wehrte Gerasimo ab. „Für mich gibt es nur die eine Verständigung, welche Ihnen bereits bekannt ist.“

„Aber - - -“

„Nun?“, schnitt Annita's Bruder die beginnende Rede Rolfs wieder ab.

„Von meiner jetzigen Braut lasse ich nicht!“

„So sind wir vorläufig zusammen fertig“, antwortete Gerasimo kurz und wollte das Zimmer verlassen.

„Noch einen Augenblick!“, rief Rolf.

„Was hätten wir uns noch zu sagen?“, fragte der Italiener zurück, indem er zögernd stehen blieb.

„Was gedenken Sie zu tun?“, forschte Rolf.

Gerasimo maß ihn einen Augenblick mit den Augen von oben bis unten, dann lächelte er. Aber es war ein kaltes, grausames Lächeln.

Wenn Sie es durchaus wissen wollen, so will ich es Ihnen sagen. Ich gehe jetzt den einzigen Weg, der mir übrig bleibt. Es ist derjenige zu - - Ihrer Braut!“

Rolf starrte seinen Gegenüber mehrere Minuten lang fassungslos an, als habe er nicht recht gehört.

Dann aber rang sich ein Wutschrei von seinen vor Erregung zitternden Lippen.

„Elender!“, keuchte er. „Das würdest Du wagen?“

Seiner Sinne nicht mehr mächtig, wollte er sich auf den Italiener stürzen, als könne er ihn dadurch zurückhalten - aber die Türe hatte sich bereits hinter diesem geschlossen. - - -



Mit gemischten Gefühlen betrat Rolf am Abend des anderen Tages das Haus der Witwe Eckstein.

Das öffnende Mädchen sah ihn mit eigentümlichen Blicken an, wenigstens schien es Rolf so, während sie ihn in den Salon führte.

In den Salon! Rolf wurde jetzt mehr als unbehaglich zu Mute. Sonst war er immer sofort ins Speisezimmer gegangen und Irene ihm stets entgegengekommen.

Bange Minuten verstrichen, während die verwirrtesten Gedanken Rolf's Gehirn kreuzten.

Da rauschte ein Gewand - Irene trat ein.

Sie begrüßte ihn freundlich, aber ernst, tieferntst sogar. Ihr Blick hatte etwas ungemein Trauriges an sich. Es lag ein stiller Schmerz darin.

Dies schnitt Rolf ins Herz. Er wollte zu ihr hinstürmen, sie in seine Arme schließen und küssen, wie er es immer getan, aber sanft wehrte sie ab.

„Lasse das jetzt, Rolf“, sagte sie müde. „Ich bitte Dich darum. Wir haben Ernstes zu besprechen.“

Rolf senkte das Haupt. Er wußte was nun kommen würde.

Als sich Beide gesetzt hatten, nahm Irene die Hand Rolf's in die ihre und erzählte ihm mit leiser Stimme, was Gerasimo ihr alles gesagt hatte.

Stumm hörte er zu.

„Ist dies alles wahr oder wurde ich falsch berichtet?“, fragte Irene am Schlusse.

Rolf kämpfte mit sich, endlich aber sagte er:

„Es ist leider alles wahr!“

ER fühlte, wie Irene in jähem Schmerze zusammenzuckte, wie ihre Hand zitterte, und doch wagte er nicht, sie zu umfassen, wozu es ihn drängte.

Lange herrschte tiefe Stille, eine heiße Träne fiel auf Rolf's Hand. Irene weinte still.

„Armer, armer Rolf!“, sagte sie leise und innig.

Rolf glaubte nicht recht zu hören. Er war auf eine heftige Scene gefaßt gewesen und nun zeigte Irene innige, unwandelbare Liebe.

Dies drückte ihn tief, tief darnieder, so wohl es ihm auch tat.

Er preßte einen heißen Kuß auf ihre Hand und stammelte:

„So hast Du mir vergeben?“

„Ich habe Dir vergeben“, sagte sie sanft.

Heiß wallte es in Rolf's Brust auf. In seinen Ohren tönte es immerfort wie Engelsmusik:

„Ich habe Dir vergeben!“

„Geliebte! Du herrliches Mädchen!“, jubelte er auf und preßte die bebende Irene an sich, ihr Gesicht mit Küssen bedeckend.

Sie ließ es willig geschehen, dann drückte sie ihn sanft in den Sessel zurück und sagte, indem ihr die Tränen wieder von Neuem in die Augen kamen:

„Den Ring gebe ich Dir nicht zurück, den behalte ich als Andenken an die glücklichste Zeit meines Lebens, und nun lieber Rolf, lasse uns Abschied nehmen. Es dürfte sonst zuviel für mich werden.“

Bestürzt schaute Rolf auf seine weinende Braut.

„Kind, Irene!“, rief er verwirrt. „Was sprichst Du von Abschied nehmen? Wir bleiben doch für immer zusammen!“

Befremdet sah Irene den Sprechenden an, dann sagte sie ernst:

„Solltest Du mich mißverstanden haben?“

„Ich glaubte du habest mir vergeben?“, frug er zaghaft.

„Gewiß habe ich vergeben, was Du an mir getan hast“, erwiderte sie sanft. „Aber nun Sorge auch dafür, daß ich nicht wehmütig Deiner gedenken muß, und daß neben meiner unwandelbaren Liebe zu Dir auch die Achtung nicht fehlen braucht.“

Jetzt verstand Rolf. Mit einem Wehrufe sank er vor dem Mädchen auf die Kniee nieder und preßte krampfhaft ihre Hand.

„Das kannst du nicht verlangen, Geliebte“, rief er verzweifelt. „Ich soll von Dir getrennt werden? Niemals!“

Die Brust Irene's wogte heftig, langsam neigte sie sich zu ihm herab, strich zärtlich über sein Haar und hauchte.

„Es muß sein, Rolf, ermanne Dich! Die Pflicht geht vor die Liebe! Du gehörst zu Deinem Kinde!“

Ihre Lippen berührten seine feuchte Stirne, dann - war Rolf allein.

Seine zu Boden gesenkten Augen hatten nicht bemerkt, wie krampfhaft Irene beim Verlassen des Zimmers ihre Hände auf das Herz pressen mußte, sie konnten nicht sehen, wie sie im Nebenzimmer am Ende der Kraft ohnmächtig auf den Divan sank.

„Irene!“, schrie er nochmals schmerzvoll auf, und vergrub stöhnend das Gesicht in beide Hände.

Erst jetzt wurde ihm klar, was er verloren hatte. - - - -



V.

Geräuschlos glitten die Gondeln auf dem großen Kanal in Venedig dahin. Drückende Schwüle lag über der Lagunenstadt.

Die Stille wurde nur hin und wieder von dem dumpfen, aber weithin schallenden Tone der Dampfpeife eines einlaufenden großen Schiffes gestört. Träge lagen Italiener auf den Stufen des Centralbahnhofes, und die sonst so redelustigen Führer der nicht besetzten Gondeln ließen sich durch die leise plätschernden Wellen in den Schlummer wiegen.

Alles schien zu ruhen, alles zu schlafen.

Desto lauter und vergnügter ging es aber in dem deutschen Gasthause zu, welches dem Bahnhofsgebäude gegenüber lag.

Es waren eigentlich nur vier Personen, deren lustiges Geplauder so abstach von der allgemeinen Ruhe, welche herrschte.

Oft lag das silberhelle Lachen der dunkeläugigen, jungen Frau bis hinüber an das andere Ufer des Kanals, so daß die träge in dem Schatten Ruhenden lauschend den Kopf hoben.

„Du hast ja einen ganz prächtigen Knaben“, sagte der eine der zwei Herren, den mit am Tische sitzenden fünfjährigen Krauskopfe in die Wange kneifend. „Jetzt kann ich Deine damalige schnelle Abreise von Frankfurt begreifen, Rolf, wenn Dir ein so glückliches Heim in Italien winkt. Erst allerdings haben wir uns nicht wenig die Köpfe zerbrochen.“

Sonnenfeld, alter Freund“, lachte Rolf, denn er war es. „Wenn Du mich heute nicht zufällig getroffen hättest, so würden wir uns wohl nicht gleich wieder gesehen haben. Was trieb Dich denn hierher?“

Sonnenfeld, ein früherer Bekannter von Rolf, zog die Stirne kraus und erwiderte plötzlich mißgestimmt:

„Mir ist eigentlich nicht zum Scherzen und Lachen zu Mute, wie wir jetzt getan haben, aber von Eurer Fröhlichkeit wurde ich unwillkürlich mit fortgerissen.“

„Was ist Dir denn so Übles geschehen?“, fragte Rolf teilnehmend.

„Ich hatte auch die Absicht, in den Hafen der Ehe einzulaufen“, erklärte Sonnenfeld, „aber - -

Er schwieg und zog eine Grimmasse.

„Aber?“, forschte Rolf. „Sprich Dich ruhig aus.“

„Ich suche hier Vergessenheit“, sagte Sonnenfeld resigniert.

Vergessenheit? So hast Du - - -”

Rolf zögerte.

„Einen Korb bekommen“, ergänzte Sonnenfeld mit heroischer Selbstverleugnung, „mit der Begründung, sie, die betreffende Dame nämlich, heirate nicht. Das war natürlich nur verzuckert.“

„Darf man fragen, wie die betreffend Dame hieß?“

„Irene Eckstein!“

Rolf fragte nichts mehr. Er war einen Schein bleicher geworden. Sinnend saß er eine Zeit lang da.

„Halloh! Rolf!“, rief plötzlich Sonnenfeld.

„Eine Idee!“

„Und die wäre?“

„Fahre einmal mit nach Frankfurt. Einige Tage wenigstens.“

„Nein“, wehrte Rolf lächelnd ab. „Ich bleibe bei meiner Familie. Meine kleine Frau hat schon einmal lange auf mich warten müssen, wo ihr gewiß recht bange geworden ist.“

Zärtlich und stolz sah er dabei auf seinen Knaben und Annita.

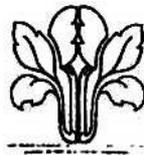
Letztere sandte ihm einen innigen Blick zu und sagte zuversichtlich:

„Nein, lieber Rolf, Du irrst Dich. Ich hatte keine Angst; denn ich wußte, daß Du mir treu bleiben würdest.“

Und der vertrauende Ausdruck, der in ihren Augen lag, bestätigte die Wahrheit dieser Worte.

Rolf errötete leicht und küßte sie liebevoll auf die Stirne. -----

Ende!



Vor kurzem ist erschienen:

Unter fremden Völkern

von

Ernst Bernhardt.

Preis schön gebunden 6.- - Mk.

Verlag von Paul Unterborn, Berlin N. 39.

Die „Alt. Nachrichten“ schreiben darüber: Den Anlaß zu diesem Reiseromane gab hauptsächlich das Schicksal zweier deutscher Mädchen, sie durch raffinierte Machinationen einigen Mädchenhändlern in die Hände gefallen waren und in türkischen Harems längere Zeit leben mußten. Sie aufzufinden und ihre Befreiung zu erreichen, zog der Verfasser mit dem Bruder des einen Mädchens und einem Wiener aus. Wie ihnen beides durch List und Gewalt gelang, wird in lebendiger Weise in dem Buche geschildert. Der Verfasser führt bei dieser Aufgabe den Lesern von Konstantinopel aus nach Smyrna, zu den kräftigen Bewohnern Anatoliens, den kühnen Söhnen der arabischen Wüsten, ja schließlich in das märchenumwobene Indien. Farbenprächtig sind die Schilderungen der Landschaften, packend die Szenen, die sich währen der Verfolgung der Händler durch die verschiedenen Länder abspielen und höchst interessant die Erlebnisse der beiden Mädchen. Mit gesundem Humor ist der eine Hauptrolle spielende Wiener gezeichnet, die komischen Situationen, in denen er erscheint, zwingen auch den gleichgültigen Leser zum Lachen. Ohne Weitschweifigkeiten werden in kurzen Zügen kräftige Bilder gestaltet, heitere Szenen wechseln mit Gefahren ernstester Art ab. Durch alles aber weht ein frischer, belebender Hauch. Besondere Sorgfalt ist auf die Zeichnung der Charaktere der in dem Romane mitspielenden Angehörigen fremder Rassen gelegt. Der Verfasser gerät bei seiner Ankunft in Konstantinopel sofort mitten unter die Späher, welche den dort wohnenden Bruder der einen Entführten umgeben. Es gelingt ihm jedoch, sie irre zu führen und die sorgfältig entdeckte Spur der Verschwundenen aufzufinden. Allerdings erst nach manchen Enttäuschungen. Die Schwester des mitreisenden Bruders kann bereits in Anatolien befreit werden. Der Verfasser lernt sie lieben, ohne sich selbst darüber klar zu sein. Er setzt die

Verfolgung der Händler nun ohne den mit der Befreiten zurückkehrenden Bruder nur mit dem Wiener fort, erhält in Arabien von ihm befreundeten Araberstämmen Unterstützung, und endlich gelingt es ihm, die beiden Anführer unschädlich zu machen und auch die übrigen Beteiligten in seine Hände zu bekommen. Das gesuchte Mädchen findet er nicht; es ist unterdessen von den Händlern verkauft worden. Durch einen Araberscheich wird er belehrt, daß die Unglückliche in einem Harem lebt, und mit vieler Mühe findet er die Spur wieder, die ihn nun nach Persien und von da nach Indien führt. Während seiner Reise kommt der Verfasser auch zum Bewußtsein seiner Liebe zu der Schwester des Freundes: er nimmt sich vor, nach Befreiung ihrer Leidensgefährtin auf der Rückkehr eine Aussprache herbeizuführen. Von Arabien aus tritt auf der ganzen Reise ein Araber mit in den Vordergrund, der dem Verfasser in Freud und Leid zur Seite steht und mit seinem ernsten Wesen den schroffsten Gegensatz zu dem lustigen Wiener bildet. Ergreifend wirkt vor allem auch der Schluß, bei dem der Verfasser als Türke verkleidet das zweite Mädchen im Hause eines Mädchenhändlers in Indien entdeckt, sie aus ihrer Schmach befreit und Begründer ihres Glückes wird, während er selbst auf das seine verzichten muß, da er an dem gleichen Tage die Nachricht von dem plötzlichen Tode der geliebten Schwester seines Freundes empfängt. – In anmutiger Natürlichkeit gleitet der Verfasser über die Klippen dieses gefährlichen Themas hinweg, sodaß auch der Jugend dieses Buch empfohlen werden kann; denn es macht den Leser spielend mit den fremden Völkern und anderen Leben vertraut.

Buchdruckerei Hans Baur, Blaubeuren

